Neuer Deutscher

Novellenschatz,

herausgegeben

von

Laistner

eipzig

R. Oldenbourg.

東京外國圖書
0004317087
東京大学総合図書館
歐外

Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à M. 1. —. | Broschirt à M. —. 80.

Inhalt der erschienenen 24 Bände.

1. Bd. **Goethe, J. W. v.,** Die neue Melusine.
Kleist, H. v., Die Verlobung in St. Domingo.
Brentano, C., Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.
Arnim, A. v., Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.
Hoffmann, E. F. H., Das Fräulein von Scudery.
2. Bd. **Tieck L.,** Die Gemälde.
Rumohr, C. Fr., Der letzte Savello.
Stifter A., Brigitta.
Wolf, A., Der Stern der Schönheit.
3. Bd. **Tieck, L.,** Des Lebens Ueberfluß.
Eichendorff, J. v., Die Glücksritter.
Widmann, A., Die katholische Mühle.
Keller, G., Romeo und Julie auf dem Dorfe.
4. Bd. **Berthold, F.,** Irrwisch-Fritze.
Hauff, W., Phantasieen im Bremer Rathskeller.
Kinkel G., Margret.
Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag.
5. Bd. **Kopisch, A.,** Ein Carnevalsfest auf Ischia.
Lohmann, F., Die Entscheidung b. Hochkirch.
Immermann, K., Der Karneval und die Somnambüle.
Grillparzer, F., Der arme Spielmann.
6. Bd. **Kruse L.,** Nordische Freundschaft.
Gall, L. v., Eine fromme Lüge.
Meißner, A., Der Müller vom Höft.
Grimm, H., Das Kind.
7. Bd. **Gotthelf, J.,** Der Notar in der Falle.
Auerbach, B., Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg.
Wilbrandt, A., Johann Ohlerich.
8. Bd. **Spindler, C.,** Die Engel-Ehe.
Riehl, W. H., Jörg Muckenhuber.
Kompert, L., Eine Verlorene.
9. Bd. **Reich, M.,** Mammon im Gebirge.
Meyr, M., Der Sieg des Schwachen.
Storm Th., Eine Malerarbeit.
10. Bd. **Schreyvogel,** Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte.
Alexis, W., Herr von Sacken.
Waldmüller, R., Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.
11. Bd. **Kähler, L. A.,** Die drei Schwestern.
Zschokke, Der todte Gast.
Hartmann, M., Das Schloß im Gebirge.
Kürnberger, F., Der Drache.
. Bd. **Gotthelf, J.,** Kurt von Koppingen.
Holtei, K. v., 's Muhme-Lieutenant-Saloppel.
Höfer, E., Rolof der Rekrut.
13. Bd. **Mügge, Th.,** Der Malanger Fjord.
Heyden, F. v., Der graue John.
Pichler, A., Der Flüchtling.
14. Bd. **Kopisch, A.,** Der Träumer.
Lewald, F., Die Tante.
Wichert E., Ansas und Grita.
15. Bd. **Varnhagen von Ense, K. A.,** Reiz und Liebe.
Kugler, F., Die Incantada.
Wallner F., Der arme Josy.
Schücking, L., Die Schwester.
16. Bd. **W., F. v.,** Gemüth und Selbstsucht.
Schmid, H., Mohrenfranzel.
Dincklage, E. v., Der Striethast.
Roquette O., Die Schlangenkönigin.
17. Bd. **Chamisso, A. v.,** Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.
Kinkel J., Musikalische Orthodoxie.
Heyse, P., Der Weinhüter von Meran.
18. Bd. **Müller, W.,** Debora.
Kurz, H., Die beiden Tubus.
19. Bd. **Schefer, L.,** Die Düwecke oder die Leiden einer Königin.
Tesche W., Der Entenpiet.
Scheffel, J. V., Hugideo.
Glümer, C. v., Reich zu reich und arm zu arm.
20. Bd. **Sternberg-A. v.,** Scholastika.
Grosse, J., Vetter Isidor.
Ludwig, J., Das Gericht im Walde.
21. Bd. **Halm, F.,** Die Marzipan-Lise.
Gerstäcker F., Germelshausen.
Traun, J. v. d., Der Gebirgspfarrer.
Goldammer, L., Hochzeitsnacht.
— —, Auf Wiedersehen.
Raabe, W. (Jakob Corvinus), Das letzte Recht.
22. Bd. **Wild H.,** Eure Wege sind nicht meine Wege.
Andolt, E., Eine Nacht.
23. Bd. **Frey, J.,** Das erfüllte Versprechen.
Hackländer, F. W., Zwei Nächte.
Wildermuth, O., Streit in der Liebe und Liebe im Streit.
Horner, H., Der Säugling.
24. Bd. **Lorm, H. (H. Landesmann),** Ein adeliges Fräulein.
Droste-Hülshoff, A. Fr. v., Die Judenbuche.
Ziegler, F. W., Saat und Ernte.
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolonea.

E400
315

Neuen Deutschen

Novellenschatz.

Herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Ludwig Laistner.

Band I.

München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1884.

292

und laßt mich das Feuer schüren, es ist wahrhaftig über meinem thörichten Schwatzen halb niedergebrannt. Aber auf meinem Sinne bleib' ich doch. Mir ist's immer, als säß' ich hier oben an einem Quell, der zwischen Moos und Steinen tröpfelt und ganz verborgen hinrieselt. Kaum kann ein Durstiger die Lippen dran netzen! Aber drunten geht der Strom, und Tausende sehen ihn rauschen und trinken aus seiner vollen Flut.

Euer Gleichniß ist wahrer, als Ihr glaubt, Erich, und Ihr frevelt, ohne es zu wissen, wider Gott, der es wohl mit Euch gemacht hat! rief der Alte erregt. Hier oben am Quell ist der Trunk, den Ihr thut, klar und rein, drunten risse Euch der Strom vielleicht in seine wilden Wellen! Ihr ahnt nicht, wie tückisch und reißend sie sind! Was wolltet Ihr drunten, Erich? Wir leben hier friedlich, einträchtig zusammen, trotzdem ich zur Messe läute und Ihr lutherisch getauft seid. Drunten im ganzen Böhmen schlagen sie sich die Schädel ein und füllen ihre Tage mit Mord und Greuel, um ihren Glauben zu erweisen. Dieser Tage erst sollt' es bei Prag eine große Schlacht geben. Jablonicz wußte davon zu erzählen. Der treibt nun im Strom, nach dem Ihr Euch sehnt. Möchtet Ihr seines Gleichen sein — solch Leben führen?

So meinte ich's nicht, versetzte der junge Förster gedankenvoll mit seinem Waidmesser spielend. Vor mehr als einem Jahre, als sie in Prag den neuen König und die schöne Königin aus dem fernen Inselland krönten, als die Welt voll war von all der Pracht und Herrlichkeit und die Leute bei Tausenden nach Prag zogen, da war mir's wie Einem, den am schwülen Sommertag die Flut lockt. Da zog mich's hinab, und ich blieb dann doch, weil mir zu rechter

Zeit einfiel, daß ich ein Narr sei und bei der ganzen Pracht und Lust von fern stehen würde. An dem Strom hätte ich vermuthlich mehr dürsten müssen, als an meinem Waldquell, und so überwand ich mein Gelüst! —

Seht Ihr wohl, Erich, wie toll Euer Traum ist? hub Pater Sebald wieder an. Der König, den sie da auf Libussa's alten Thron erhoben haben, hat Tage voll Sorgen und Nächte voll Kummer — ob's seiner Königin besser zu Muth ist, weiß Keiner zu sagen! All die Pracht und Herrlichkeit der Feste ist zerstiebt, sie sind jetzt gar nüchtern und bedrängt da unten, und die Wogen der Welt spielen übel mit ihnen!

Ihr versteht mich ganz falsch, Pater! sagte der Förster und schaute vor sich hin, als sähe er nicht in die frisch entfachte Flamme seines Herdes, sondern in eine endlose, dämmernde Ferne hinaus. Es müßte nicht Pracht und Lust und Taumel sein — nur Leben, nur die große volle Flut! — Und wenn sie Einem überm Haupt zusammenschlüge — man wäre doch mitten drin!

Jetzt frevelt Ihr im Ernst, rief der Franciscaner von seinem Sitz aufstehend. Ihr habt, trotz Eures Katechismus, Eure Gebete vergessen: führe uns nicht in Versuchung! Kommt, kommt, Mann, gebt mir das Geleit, ich will diese Nacht für Euch um Erlösung vom Uebel thörichter Wünsche beten. Habt Ihr bei Eurem Durst nach der Flut niemals daran gedacht, daß sie Euch wegspülen, in den Grund hinabreißen könnte?

Der junge Förster erwiderte nichts, aber der Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß er durch die eindringlichen Worte des alten Freundes nicht überzeugt sei. Es lag ein Zug durstiger Sehnsucht und unruhigen Verlangens in ihm,

über weite Schneefelder hinweg, die den Abhang des Gebirges bedeckten, sah man tief zu Thal. Da war's ihm, als ob dort unten in der Tiefe, wo er nicht Haus noch Hütte wußte und die Straße einsam zwischen den Vorsprüngen der Riesenberge hinlief, ein breiter Feuerstreif aufflammte. Und zu gleicher Zeit trug der Wind, der jetzt plötzlich umsetzend von unten herauf wehte, Töne empor, die sein scharfes Jägerohr als ungewohnt erkannte und doch nicht unterschied. Er holte tief Athem, er spähte schärfer und schärfer hinab; bald war's, als laufe der Feuerschein weithin, bald als komme er empor und mit ihm drangen die Töne näher! Eine wilde Spannung und Erregung kam über den jungen Jäger, die Traumbilder seines Hirns vermischten sich mit dem, was er in der Tiefe sah, und die schwankenden Feuerstreifen, die verworrenen Klänge, die Windstöße dünkten ihm Wogen! Er stand hier oben auf einsamer Waldhöhe, und die brausende, gewaltige Flut des Lebens schwoll zu ihm heran!

Plötzlich versank vor seinem Auge Alles, was er eben zu sehen geglaubt. Weithin glänzte nichts, als der Schnee und das Eis, blieb nichts zurück, als das Brausen des Windes, der ihm jetzt kältend durch Mark und Bein schauerte.

Erich wußte nicht, hatte er geträumt oder gesehen, was ihn so heftig erregt. Eine lange Weile stand er noch in der Lichtung, die tiefe Stille und Oede der Winternacht umfing ihn. Seufzend und kopfschüttelnd raffte er sich auf und erreichte sein Forsthaus. Das Feuer auf dem Herde war herabgebrannt, die kleine Lampe erloschen. Aber eine behagliche Wärme durchströmte den Raum, von der Asche auf dem Herd leuchteten noch rothglühende Funken. Der junge Förster setzte sich dorthin, wo vorhin Pater Sebald gesessen, und

starrte, in sich verloren, auf den Aschenhügel, in dem Funke um Funke verglomm. Wie lange er so gesessen und sein dunkles, einsames Geschick bedacht, wußte er sicher selbst nicht. Aber eine Stunde und mehr mußte verflossen sein, als ihn ein plötzlicher Schlag an die Thür seines Hauses aus dem verworrenen Traum emporschreckte. So selten es vorkam, daß ein verirrter Holzknecht, ein Saumthierführer oder streifender Jäger Nachts in Erich's Forsthaus Obdach suchte, es war doch schon mehr als einmal geschehen. Aber in diesem Augenblick, nach den Erlebnissen dieses Abends, durchfuhr der eine dumpfe Schlag an die eichene Bohlenthür den jungen Mann mit einer Gewalt und Macht, als bedeute er ein ungeheures Ereigniß! Rasch, ohne der Vorsichtsmaßregeln zu denken, die er sonst getroffen, ohne nur eine Frage zu thun, zog er den Riegel zurück. Die Thür ging auf und ließ ihn draußen im Mondlicht ein bekanntes Gesicht, eine vertraute Gestalt erblicken.

Erich hätte laut auflachen mögen, als er den schwarzen struppigen Vollbart, das durchwetterte Antlitz und die kleinen stechenden Augen des mährischen Paschers Jablonicz erkannte. Derselbe zog Jahr aus Jahr ein über das Gebirge, mit Fuhrwerk, mit Waarenbündeln, mit geheimen Briefen. Erich wie Andere, die ihn kannten und bei denen er einsprach, wußte kaum recht, was der wilde Gesell trieb, kümmerte sich auch nur so weit um ihn, als ihm der Mährer Wein und mancherlei Bedürfnisse zuführte. Sobald er ihn erblickte, war's, als ob die heftige Spannung der letzten Stunde von ihm wiche.

Ihr seid's, Jablonicz! sagte er gleichgültig, ja mit einem Ton merklicher Enttäuschung. Wo zum Teufel kommt Ihr

Wer seid Ihr? Was thut Ihr hier? Was stellt Ihr Euch Seiner Majestät in den Weg? fragten mehrere rauhe Stimmen im drohenden Tone.

Ich bin der Förster dieses Waldes, und dies ist mein Haus! versetzte Erich Wallram ruhig.

Der Wald gehört —? frug eine Stimme aus dem Hintergrund des Zuges.

Dem Grafen Harrach auf Grafenstein, erklang die Antwort. Unzufriedenes Gemurmel ließ sich aus der Gruppe der Männer hören. Die schöne Frau aber wandte sich rasch zu Erich, der dicht vor ihrer Trage auf die Kniee gesunken war.

Steht auf, junger Jäger! Ich hoffe, Ihr seid ein treuer Böhme und werdet Eurem König und Eurer Königin gern einige Stunden Rast unter Eurem Dache gönnen! Wir sind von der — Reise ermüdet, unsere Dienerschaft ist zum Theil vom Weg abgekommen — Euer Dach soll uns schirmen, Euer Herd erwärmen!

Erich stammelte nur undeutliche Worte zur Erwiderung. Die holde Erscheinung, der milde Klang der Stimme berauschten ihn. Aber die flüchtige Königin, die deutlich auf seinem Gesichte las, kehrte ihr Haupt zu dem neben ihr zu Pferd haltenden Herrn, dessen Gestalt und Gesicht in der dichten Pelzumhüllung fast unkenntlich waren.

Laßt uns hier rasten, mein Gemahl. Die Anstrengungen dieser Tage waren für mich und Euch fast zu groß! Wenige Stunden Ruhe werden uns die Kraft zurückgeben — vielleicht erreicht uns ein Theil unseres verlorenen Gefolges.

Die Verlorenen finden uns schwerlich wieder — wir werden noch mehr verlieren, Elisabeth! entgegnete die Stimme des Königs dumpf und vor Anstrengung fast klanglos. Die

Rast möchte ich dir gönnen, aber vielleicht erreichen uns Tilly's wallonische Reiter, während wir zu ruhen wähnen.

Verzeihung, Majestät, daß ich ins Wort falle, sagte einer der bewaffneten Reiter, welche König Friedrich umgaben. Wir haben von Prag her fast zwei Tage Vorsprung, ich sandte meinen Leibjäger mit dem besten Pferde diesen Nachmittag wohl sieben Stunden auf unserer Straße zurück, er hat sich erst in der Nacht wieder an uns angeschlossen und weit und breit keine feindlichen Streifer getroffen. Hier herauf drang noch nicht einmal die Kunde von der Schlacht.

Der König ließ nur einen einzigen Laut hören, der Zustimmung oder Widerspruch bedeuten konnte.

Die hohe Frau gab inzwischen ein Zeichen, das von Allen verstanden ward. Man ließ Erich vorangehen und die Thür zu seinem Forsthaus weit öffnen. Ihm nach folgte der Zug, und ehe der junge Waidmann zur Besinnung gekommen war, füllten blendender Lichtschein und brausendes, buntes Leben sein dunkles, einsames Haus.

Wie sie Alle hereingekommen waren und Platz gefunden hatten, wer sie waren, die um ihn schwirrten, ihm zuriefen und befahlen, Erich wußte es nicht. Die Fackeln, die von den Dienern hingepflanzt wurden, wo sich ein Raum zeigte, ließen ihn nur die Gestalten erkennen. Er stand eifrig schaltend am Herd — denn indem sie über die Schwelle schritt, hatte ihm die Königin gesagt: Zündet ein wenig Feuer an! Prasselnd schlugen alsbald die Buchen- und Eichenscheite zur Esse des Herdes empor, ihre Glut röthete das bleiche Gesicht der schönen Frau, die sich auf denselben Schemel gesetzt hatte, auf dem vorhin der Franciscaner gesessen. Neben ihr stand der König mit gramgefurchtem,

rasch verstanden sich ihre Blicke und so sicher trafen sich ihre Hände, als wären sie seit Jahren Genossen im gleichen Dienst. Er hatte vergessen, was draußen vorging, seit sich eine Welt im engen Raum seines Hauses drängte.

Elisabeth von Böhmen hatte eben das Glas mit dem braungoldnen Ungarwein, das ihr die Hand des Jägers bot, zum ersten Mal an ihre Lippen gesetzt. Da trat Graf Kinsky durch die Thür wieder ein, beschneit, mit sturmgeröthetem Gesicht.

Alles ist ruhig und sicher, mein königlicher Herr! sagte er herankommend. Die Wachen sind ausgestellt und halten die Straße, die wir kamen, weit im Auge. Die Pferde sind leidlich untergebracht, und Ew. Majestät Kämmerer ordnet das Gepäck zur morgenden Reise besser, als es gestern geordnet werden konnte. Wenn Ew. Majestäten zu ruhen vermöchten, kann ich für Eure Sicherheit bürgen. Noch Eins, mein König: eben habe ich in Euer Recht der Gnade eingegriffen, Ihr werdet es meinem Eifer zugut halten.

König Friedrich sah den Sprecher mit einem unbeschreiblichen Blick an:

Wer wäre so elend, daß er meiner Gnade bedürfte, Kinsky?

Doch, doch! versetzte der Graf, ohne durch den Ton des fürstlichen Flüchtlings aus seiner Fassung gebracht zu werden. In einem kleinen Kerker unweit dieses Hauses fand ich einen Mann, der ehedem Ew. Majestät Dienste geleistet. Es ist ein gewisser Jablonicz — unser trefflicher Gastfreund hat ihn wohl wegen Holz- oder Wildfrevel seiner Freiheit beraubt. Er rief Ew. Majestät Gnade an, und ich willfahrte dem armen Burschen.

Jablonicz? fragte der König zurück und suchte sich zu besinnen. Ich kann mich nicht erinnern, weiß nur, daß der Name zu denen gehört, die mir Graf Matthias Thurn nannte, zu den vielen Namen, die ich nie, nie hätte hören sollen.

Er schloß wie müde die Augen — der Blick der Königin ruhte besorgt auf ihrem Gemahl. Wie aber Elisabeth von Böhmen ihr Haupt wandte, sah sie den jungen Herrn des Hauses todesblaß, mit der Miene der tiefsten Bestürzung vor sich stehen. Ein Blick kaum beherrschten Ingrimms schoß auf den Grafen Kinsky hinüber, er rang offenbar mühsam nach Worten. Ehe noch die erschrockene Königin eine Frage zu thun vermochte, rief Erich mit schmerz- und zornerstickter Stimme:

Graf Kinsky — was habt Ihr gethan?! Der Mann, den Ihr befreit, kam vor wenig Stunden hier herauf, sann mir an, den König und die Königin zu verrathen! Ich gedachte ihn unschädlich zu machen, hatte seiner vergessen. Ihr aber laßt ihn frei, jetzt wird er unterwegs zu meinem Herrn, zum Grafen Harrach sein, Euch — uns Alle zu verderben!

Die königlichen Flüchtlinge hatten sich beide von ihrem Sitz erhoben, ihre Augen trafen sich und trafen die des jungen Waidmanns, Ein Gedanke war in ihren Blicken! Friedrich von der Pfalz suchte, während die Königin vom Augenblick überwältigt ihr Gesicht verhüllte, in dem unergründlichen dunklen Auge und dem steinern gewordenen Gesicht des böhmischen Grafen zu lesen.

Was muß ich glauben, Graf Kinsky? hob er gepreßt an. Seid Ihr so frevelhaft unbedacht — oder habt Ihr

niemals! Die Minuten verrannen, der Zug trabte und schritt mit immer größerer Eile dahin — Erich folgte ihm willig und willenlos.

Und nun ward der Hohlweg erreicht, dem seit einigen Minuten, seit ihn die Hand des Försters zuerst gezeigt hatte, die Gesichter Aller im Zug gespannt und sorgenvoll entgegenblickten.

Er lag still und halb verschneit, wie zur Stunde, wo Erich an dieser Stelle von Pater Sebald geschieden war. Der junge Förster schritt in den Weg hinein, der sich dunkel nach Grafenstein hinabzog. Kein Licht blitzte auf, kein verdächtiger Laut war zu hören. Er blickte an den hohen, steilen Wänden der Wegseiten empor, es schien unmöglich dieselben zu erklimmen. Der Zug hielt zunächst auf der großen Straße, Erich Wallram kam zurück und verneigte sich noch einmal tief vor den königlichen Flüchtlingen:

Hier allein ist die Gefahr! Laßt mit mir sechs oder acht der zuverlässigsten von Euren Leuten zurück, und Ihr sollt fünf, sechs Stunden sichern Vorsprung haben. Dafür bürg' ich Euch, königlicher Herr!

Auf einen Wink Friedrich's gesellten sich wenig Bewaffnete zu Erich. Auch der junge Engländer sprang vom Pferd und trat zu ihnen. Das Auge Elisabeth's weilte mit dankbarer Rührung auf dem muthigen Pagen — dann aber schien sie sich zu besinnen. Sie streifte den Handschuh ab und zog einen Ring von ihrem Finger. Sie neigte sich gegen den jungen Jäger und sagte mit klarer Stimme:

Ihr wagt viel für uns und setzt Alles aufs Spiel! Wir vertrauen Euch ganz! Nehmet diesen Ring, Wallram,

nicht als Dank, sondern als ein Zeichen, daß Ihr hohen Anspruch auf unsern königlichen Dank habt.

Der flüchtige Böhmenkönig murmelte einige Laute, die sich Erich als Dank deuten mochte. Der Zug setzte sich auf einen Wink Graf Kinsky's rasch wieder in Bewegung, die müden Pferde wurden angetrieben. Erich wähnte noch einen Blick der Königin zu erhalten. Aber die hohe Frau sah jetzt nur noch auf den jungen Landsmann, der ihre Hand küßte und auf seine Kniee sank. Minutenlang konnte man in der mondhellen Nacht noch alle Gestalten im Zug unterscheiden — bis sich die Straße tiefer hinabsenkte und Alle zugleich verschwanden.

Die Augen Erich's und des jungen Engländers trafen sich, ein Entschluß war in ihnen zu lesen. Der Förster stieß am Ausgang des Hohlweges die Gabel seiner Büchse tief in den harten Boden — er wies den Bewaffneten den Platz an, wo sie mit ihren Partisanen den Pfad sperren konnten. Dann flog sein Blick den gegenüberliegenden Weg empor, der zu Pater Sebald's Klause führte. Der alte Franciscaner mochte im kurzen Morgenschlummer ruhen, ohne Ahnung, wie jäh und wild die Wogen, vor denen er gewarnt, seinen jungen Freund erfaßt hatten!

Die Straße heran, nicht aus dem Hohlweg hervor, klang Hufschlag. Erich, der Page und die bewaffneten Männer, rauhe gleichgültige Soldknechte, schauten auf. Graf Kinsky kam des Wegs zurück, auf dem er vorhin mit den hohen Flüchtlingen verschwunden war. Leicht und sicher lenkte er sein Pferd, er ritt heran und rief der Gruppe am Hohlweg zu:

die ernsthaftesten in hastigem Zuge vorüber, ohne daß sie den einen nachzuhängen, die andern abzuweisen versucht oder vermocht hätte. Sie gedachte der Zeit, da hier noch Veri's alte Base gehaus't und sie selbst als Kind das Gruseln sich abgewöhnt. Dann wieder stellte sie sich vor, wie sie all die Jahre her vergeblich sich bemüht, in einen ernsthaften Hexenruf zu kommen, und wie nun im Handumdrehen ihr Wunsch weit nachdrücklicher erfüllt worden, als ihr lieb war: Ei was, geschehen thut mir doch nichts — der Schultheiß ist mein Pathe! Und was wird wohl der Veri sagen, wenn er davon hört?

Die Stunden verrannen; sie merkte kaum, wie lange sie schon im Dunkel gesessen. Die eintönige Musik des Regens belebte ihre wachen Träume, anstatt ihr den Schlaf zu bringen. Da erschrak sie von einem Geräusch an der feuchten Mauer. Vor Gespenstischem und Spukhaftem empfand sie kein Gruseln, aber Ratten und Mäuse, die sich durch dieses Scharren anzukündigen schienen, waren ihr greuliche Gäste. Sie zog die Füße aufs Bett herauf und lauschte ängstlich nach dem Gekratze, das von der Ecke her sich dem Fenster näherte. Ihre Augen folgten unwillkürlich der Richtung, obwohl nichts zu unterscheiden war, als das schmale Viereck, durch welches matt und trübe der wolkendüstere Nachthimmel hereinschaute. Fast hätte ihr der jähe Schreck einen Angstschrei ausgepreßt: am Fenster tauchte jetzt ein schwarzer Schatten auf — das war nicht die Größe und Gestalt einer Ratte — das war gar nicht innerhalb des Kerkers, sondern draußen: die Umrisse eines Menschenkopfes! Und nun klopfte es leise an die Scheiben, zwei-, dreimal, und sie vernahm deutlich, wie eine gedämpfte Stimme ihren Namen rief.

Sie regte sich nicht; das Entsetzen schnürte ihr das Herz zusammen. Das konnte kein Mensch sein!

Burgelein, Burgelein! rief es von Neuem und eindringlicher. Der Tonfall kam ihr bekannt vor, und auf einmal durchzuckte sie die Kindheitserinnerung, wie Veri als Knabe ihr die Blume von eben diesem Fenster geholt — und das war ja auch wahrhaftig Veri's buschiger Schopf! Sie lief hin und faßte den Riegel. Burgelein, kam es abermals von draußen, ich bin's, der Veri.

Sie öffnete das Fenster. Veri's Hände faßten jetzt höher herauf am Gitter, und er schwang sich auf die Brüstung. Da hab' ich dir was mitgebracht, flüsterte er keuchend und schob etwas durch die Eisenstäbe.

Sie tastete darnach. Ja, bist du's denn wirklich, Veri? Und was ist das für ein Säcklein?

's ist Erde drin, gab er leise zur Antwort.

Erde? Erde? Was soll ich mit der Erde? Du wirst doch nicht . . . O mein Gott!

Sie fing still zu weinen an. Er hörte es nicht und sah nichts von ihr.

Du hast es freilich nicht verdient, sagte er. Ich hab' es erst gar nicht glauben wollen, daß du einen solchen Haß auf mich hättest — weil ich dich damals da droben getroffen habe. Aber das ganze Dorf hat's ja gesehn, was du mit mir vorgehabt hast, und wie mich nur unser Herrgott beschützt hat und deinen Hageldrachen dir aufs eigene Feld zurückgeschmissen hat. O Burgelein, was hast du gethan? Und doch, ich habe nicht anders können; wie an den Haaren hat's mich hergezogen, daß ich dir sollte die Erde bringen und du dich könntest losmachen.

schieden Beide, als sie bei dem Obelisk angelangt waren, und ihr letztes Wort lautete:

Auf Mittwoch denn!

2.

Der Leser gestatte, daß wir ihm unsere zwei Landsleute, bevor er denselben wiederum begegnet, in guter Form vorstellen, um ihre mythologische Verkleidung nicht über Gebühr dauern zu lassen. Hylas heißt mit seinem christlichen Namen — und es ist dies ein alter Name von gutem Klang — Ernst von Werneck; sein Freund Hercules schreibt sich: Otto Walther. Beide sind aus Braunschweig gebürtig, wo Herrn von Werneck's Vater eine angesehene Stelle bei Hofe bekleidet. Walther's Familie kannte er selbst kaum; Otto war seit seinem zehnten Jahre verwaist und aß bei weitläufigen Verwandten das bitterste aller Brode, das für Menschenkinder gebacken wird: das Gnadenbrod. Er und Ernst waren von Kindesbeinen an gute Freunde, sie saßen auf einer und derselben Schulbank im Carolinum, so daß Ernst die Aufsätze seines Nachbarn bequem abschrieb und Dieser dafür die theuern Bücher des Andern, welche er nicht eigen anschaffen konnte, von der Seite mit einsah. Unzertrennlich wie im Hörsaale waren sie auf dem Spielplatze, beim Ballschlagen immer von Einer Partei und treue Bundesgenossen in jeglicher Rauferei. Ein kleines Abenteuer, das wir im Vorbeigehen mitnehmen wollen, zog die Fäden kindlicher Freundschaft für das Leben zusammen. Die Knaben spielten, zwölf Jahre damals alt, zur Zeit der Braunschweiger

Messe um die hölzernen und leinenen Buden herum, welche für „Versteckens“ und „Abschlag“ ein wahres Paradies sind. In einer solchen Bude gab es einen Bären zu sehen sammt der nöthigen Zuthat von Affen und Papageien. Da die Messe erst Tags darauf anging, war der Käfich und das Gerüst noch nicht völlig aufgeschlagen. Dies hinderte die Kinder aber nicht, im Gegentheil, es trieb sie an, mit ihren Federmessern Löcher in das Zelt zu schneiden, den Bären erst anzugaffen, dann mit Wolfenbüttler Stöcken zu plagen. Das Thier brach aus durch irgend einen unglücklichen Zufall. Ernst von Werneck, der Nächste an der Bude, stürzte unter ihm zusammen, laut schreiend, in wahrhaftiger Lebensgefahr. Während alle Uebrigen erschreckt von dannen rennen, kehrt Otto Walther um, schlägt mit seinem Ballholz dem Meister Petz einen Metzgerhieb zwischen die Ohren und rettet so den allgemein verloren gegebenen Freund, welcher mit einer kleinen Liebkosung der Tatzen davonkam. Dies Heldenstück trug dem Knaben von Ernst's Mutter ein ganz artiges Stipendium für seine Studienzeit und eine treue, zärtliche, fast unterwürfige Anhänglichkeit von Ernst selbst ein. Ihr Bündniß ward sprichwörtlich in der ganzen Stadt Braunschweig, und schon der Rector des Carolinums taufte sie, wie wir es gethan, Hercules und Hylas; Namen, die um so leichter an Beiden hängen blieben, als sie durch des Einen trotzige Kraft und die zarte Weichheit des Andern noch bezeichnender erschienen.

Zusammen gingen die Freunde auf die Universität. Aber in dem neuen Verhältniß, welches, ungeachtet aller akademischen Freiheit und Gleichheit, die schneidenden Unterschiede des Lebens zuerst heraustreten läßt, trennten sich ihre Pfade.

einer Uhr, das Summsen einer gefangenen Fliege hinter dem herabgelassenen Rouleau, das spielende Knurren und Scharren des vergessenen Hündchens.

Die Gräfin stand langsam auf und öffnete die Thüre in den Salon. Vom Speisesaal herüber klang das Geklapper der Teller und Gläser, der Tisch wurde gerichtet, also war es nahezu sechs Uhr. Mit der einschmeichelnden Schüchternheit eines Kindes fragte Frau von Herisy, und zwar deutsch: Wird mein Freund mir den letzten Tag unverkürzt schenken?

Wie magst du fragen?

So gebe ich die nöthigen Befehle; schreiben Sie indessen eine Zeile zur Nachricht an sie.

Es braucht das nicht.

Doch, mein Freund, doch. Nachricht muß sie haben; warum sie unnöthig ängstigen und plagen?

Otto setzte sich an den lackirten Tisch. Die Gräfin sah über seine Schulter, den Arm um ihn geschlungen, wie er in dem Billet, das er auf ihrem Papiere, mit der Grafenkrone und ihrer Chiffre geschmückt, an Denise schrieb, sie „Du" anredete und sogar mit: „Liebe Denise!" anfing. Wie? rief sie mit wildem Zorne aus, dies an sie und in dieser Stunde? Sie zerriß das Blatt unter seinen Händen. Er stampfte mit der Feder und hätte noch lieber mit dem Fuße gestampft, aber schon lag das eherne Joch, der leichte Arm dieser Frau, unerbittlich auf seinem Nacken, er schäumte kaum noch in die stramm angezogenen Zügel. Hastig warf er auf einen zweiten Papierstreifen nichts als die Worte:

Ne m'attendez pas pour le diner; je dine en ville, avec Ernest.

O.

Des Freundes Name war nachträglich angeflickt, aber er passirte. Ist es so recht? Die Gräfin ergriff das geschlossene und adressirte Billet und eilte nach dem Glockenzuge. Hätte Otto den Blick, die Geberde gewahren können, womit sie, ihm den Rücken kehrend, vor sich hinlächelte!

Herr Walther bleibt bei mir zu Tisch; dieses Billet sogleich an seine Adresse!

Herr Walther blieb zu Tisch, Herr Walther blieb zum Thee, Herr Walther blieb, bis um zehn Uhr der Reisewagen vorfuhr. Schlag elf hob er die Gräfin hinein. Der Postillon saß auf, die Kammerfrau stieg in den Wagen, der alte Diener mit der Haushälterin hinten auf, und fort ging es in die laue, sternenhelle Nacht hinein. Otto starrte der Kalesche, als sie schon längst um die Ecke verschwunden war, versteinert nach. Er wollte in Gedanken wieder hinauf in die Zimmer der Gräfin, bis ihm der zurückgebliebene Bediente lächelnd bemerkte: Madame hat die Schlüssel mitgenommen. Beschämt eilte er von dannen.

Zu dem kurzen Wege von der Rue de l'Université bis an die Rue du Rempart brauchte Otto eine volle Glockenstunde. Er hatte Blei in den Füßen, Centner auf der Brust, Schleier vor den Augen. Die Nachtluft, in feuchten Nebeln um die Seine wehend, that ihm wohl, und er wäre gern bis zum Morgen umhergewandert in dem menschenleeren, düstern Viertel am linken Ufer, über die Jenaer Brücke und die düstere Esplanade der Invaliden. Ihm graute vor seinem fünften Stocke, vor Denisens schlaftrunkener Kerze, noch mehr vor ihrem schlaftrunkenen Auge.

Beide erwarteten ihn jedoch heute nicht mehr. Denise hatte das Billet noch im Cabinet erhalten. Das Papier

machte sie zwar anfangs stutzig, als sie indessen zuerst an dem Heliotropgeruche, den Otto immer von der Gräfin heimbrachte, und dann, genauer nachsehend, an dem Stempel erkannte, wo es geschrieben war, fühlte sie sich vollkommen beruhigt. Sie fand es natürlich, daß Otto entweder bei der Gräfin speis'te, wie er oft gethan, oder mit ihr eine andere Partie verabredet hatte. Ernst's Name stand ohnehin dabei, es erschien ihr Alles in der besten Ordnung. Den kurzen und fremden Ton des Billets schob sie auf Rechnung ihres Zwistes mit Otto. Er schmollt, sagte sie lächelnd für sich, also liebt er mich noch. Vergnügt aß sie mit ihrem Kanarienvögelein, dem symbolischen Thiere der Grisette, und blieb allein zu Hause. Sie begab sich, weil sie nie müßig sein konnte, an die Arbeit, Otto's Wäsche nachzusehen und seine gelben Handschuhe, wenn gebrauchte in den Ecken umherfuhren, mit Gummi zu putzen. Dabei überlegte sie, Nähnadel und Faden zwischen den Zähnen und die Stirn ernsthaft gerunzelt, welches bedrohliche Loch ihres Freundes gesteigerte Bedürfnisse in ihrem laufenden Budget sowohl, wie in den Ersparnissen der letzten Finanzperiode gerissen hatten. Indessen, tröstete sie sich wiederum, dieses Geld ist auf hohe Zinsen angelegt, sicher wie in der Sparkasse. Dafür wachsen nicht nur die Wechsel, die mein kleiner Mann aus Deutschland bekommt, weil seine Arbeiten jetzt besser bezahlt werden als früher, sondern wir nähern uns auch durch Otto's vornehme Verbindung unserm großen Ziele: feste Anstellung, gesicherte Zukunft. Wenn ich daran denke, einmal seine Frau, in der Kirche und vor der Mairie meine ich, seine Frau zu werden, ... es ist eine bloße Kinderei, allein mein Herz pocht dazu wie ein Hammer. Und vielleicht hätten

wir in Jahr und Tag gar ein Kind zu erwarten, — ein Kind!

Sie mußte die Handschuhe weglegen, ihre Augen standen voll Wasser.

Draußen läutete Jemand an. Denise schreckte empor aus ihren Träumen, die unwillkürlich in ein leises Gebet übergegangen waren. Da sie die Bonne für heute schon verabschiedet hatte, ging sie selbst öffnen.

Ernst stand vor ihr. Was der Tausend, rief sie ihm entgegen, schon zurück und allein?

Zurück, woher?

Nun, von dem Diner; und wo haben Sie Otto gelassen?

Ich verstehe Sie nicht, liebe Denise.

Sie haben ja mit Otto gespeis't bei der Gräfin, nicht wahr?

Ich? Nun ja, freilich. Aber wie wissen Sie denn das?

Ernst war noch ein Lehrling in der Kunst, seine Gedanken hinter Worte zu verstecken. Deßwegen studirte er ja in Paris die Ueberlieferungen des Fürsten von Périgord. Denise hingegen war eine Französin, eine Pariserin, Grisette.

Ich bin verrathen, lallte sie, erdfahl im Gesichte, und würde umgefallen sein, hätte Ernst sie nicht unterstützt. Er führte die fast Bewußtlose in ihr Zimmer zurück. Sie brach in einen Strom von Klagen und Anklagen aus. Das Billet von Otto schleuderte sie ihm vor die Füße. Lesen Sie, Herr! Er verräth mich, verräth mich wie ein Niederträchtiger. Er, mich! Dieser Mensch, den ich aufgehoben im Staube der Gasse, ...

Wir wollen das Ungewitter nicht verfolgen, es tobte mit entfesselter, schrankenloser Wuth, von keiner Sitte gedämmt, durch keine Selbstherrschung abgeleitet. Die Grisette

daraus hervorleuchten zu sehen; er liebt sie, war ihr nächster hohnlächelnder Gedanke, und vielleicht hatte dieser Gedanke Recht, obgleich Ernst selbst noch niemals bis zu ihm durchgedrungen war. Die unerbittliche Logik der Gräfin verfolgte weiter: Im Grunde ist mir diese Liebe gerade so gleichültig, wie die empfindsame Grisette selbst und ihr Ritter, dieser kleine deutsche employé aux affaires étrangères, étranger aux affaires. Inzwischen besinne ich mich, daß er einmal den Roué bei mir hat spielen wollen und den überlegenen Geist. Dafür bin ich ihm Revanche schuldig geblieben. Rechnen wir ab, liebes Kind!

Mit einem herrlichen Blick voll Seelengüte und Bewunderung schüttelte Frau von Herisy Ernst die Hand. Das ist hübsch von Ihnen, sagte sie, das ist sehr hübsch. Ihr Deutschen seid doch vortreffliche Menschen. Geben Sie mir Ihre Hand, daß ich sie Ihnen nochmals von Herzen drücke.

Ich begreife nicht, was Sie so Lobenswerthes in dem finden, was ich Ihnen sagte, beste Gräfin.

Diese schöne Treue für Ihren Freund, der Ihnen als Knabe das Leben rettete, nicht wahr? Sie haben mir einmal die Geschichte mit einem Tiger erzählt, ich besinne mich noch.

Wie kommt der Tiger, eigentlich ein Bär seines Zeichens, hierher?

Ich verfolge nur im Geiste die verschlungenen Lebenswege zweier Männer, die mir (ich erröthe nicht, es zu bekennen) nahe stehen oder doch nahe gestanden haben.

Sie verstehen mich nicht so falsch, gnädige Frau, daß Sie Otto durch einen harten plötzlichen Schritt wehe thun könnten?

Seien Sie vollkommen ruhig für ihn, wie auch für seine Lebensgefährtin, welcher Sie eine so uneigennützige Theilnahme widmen.

Ernst versuchte es, sie diplomatisch anzusehen, um zu ergründen, ob der bitterste Hohn oder süße Güte aus ihr redete; aber sein Auge hielt das ihrige nicht aus, es sank verwirrt auf die Spitzen seiner Stiefeln, in deren Lack sich sein Gesicht, mit einer etwas verlegenen Miene gebeugt, herrlich abspiegelte. Die Gräfin unterhielt sich noch ein wenig damit, den ehemaligen Anbeter wie einen Maikäfer am Faden umherschwirren zu lassen, und da sie des Spieles müde war, ließ sie ihn mit stolzem Fluge davoneilen.

Otto kam an diesem Tage nicht zur Gräfin, was diese stutzig machte. Sollte, fragte sie sich, Ernst als sein Gesandter bei mir aufgetreten sein? Verfolgten diese plumpen deutschen Zugvögel einen Plan, statt blind in mein Netz zu gehen und gefangen darin hängen zu bleiben? Allons, es ist Zeit, daß dies Alles aufhört; es fängt an mich deutsch zu langweilen. Meine Ernte ist ohnehin reif, ich will schneiden lassen. Fällt ein Hieb auf den kleinen Talleyrand ab, nun desto besser; wo nicht, mag er leer ziehen. Mit Otto ist's genug; er ist zuletzt besser, als er scheint, es thut mir leid um ihn.

Während die Gräfin in dieser zärtlichen Art ihn beklagte, irrte er in Paris umher, gejagt von einer jener Verlegenheiten, die sich im Leben ebenso tragisch, als in dessen Bilde komisch ausnehmen. Am Montag hatte er einen Brief aus Deutschland bekommen, worin statt des erwarteten Wechsels eine Abrechnung seines Buchhändlers gelegen, des Inhalts, daß Otto nicht zu fordern, sondern zu liefern habe.

wär' mir's erst ergangen, wenn ich in ein Wirthshaus vom zweiten oder gar dritten Range gerathen wäre.

Unterdessen trat immer mehr und mehr des schauderösesten Gesindels mit bloßen Hälsen und in Hemdsärmeln ein — recht effective Galgengesichter. Das soff Alles Wein und schwadronirte kunterbunt durch einander. Nachher holten sie schmutzige Karten hervor, spielten, zankten und fluchten. Der Eine mochte wohl verloren haben, ohne grade bezahlen zu wollen — flugs zog der Andre ein langes Messer und ging dem schlechten Zahler recht bestialisch zu Leibe. Lieber Gott, wenn wir Schneider gleich alle Diejenigen, die uns die Rechnung schuldig bleiben, abkehlen wollten, was gäb's da für'n Avancement in der Armee! Die Wirthin hielt zum Glück den wüthigen Kerl noch beim Kragen fest, sonst hätt' es Mord und Todtschlag gegeben. Nachher spielten sie ruhig weiter, als ob nichts passirt wäre. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Mir aber war in der Mörderhöhle gar nicht recht kauscher zu Muth. Ich saß auf meinem Ränzel, machte mich so schmal, daß ich in eine Nadelbüchse hätte kriechen können, und will nicht in Abrede stellen, daß ich gehörige Manschetten gehabt.

Endlich kehrte denn der Neapolitaner zurück, sah sich das Heidenthum im Keller eine Weile mit an, sprach dann ein paar Worte zur Wirthsfrau, schüttelte den Zeigefinger hin und her und winkte mir zu folgen. Das that ich nur zu gern. Es war mittlerweile stockpechfinstre Nacht geworden. Wir kletterten stolpernd die dunkeln, schmalen Gassen bergauf, bergab. Der Tintennegociant brummte und raisonnirte innerlich, und ich erpackte seine Jacke, um ihn nur nicht auf ewige Zeit zu verlieren. Endlich hielten wir auf einem kleinen

Platz vor einer Kirche. Mein Führer rief ecco! und deutete dabei auf die steinernen Stufen. Ich verstand nicht gleich, was er damit sagen wolle, bis er sein Tintenfäßchen abwarf und sich unter der Halle der Länge nach hinstreckte. Es sollte also hier bivouakirt werden. Eine wundersame Landesmode bleibt es aber doch, den Tag in der Schenke und die Nächte vor den Kirchen zuzubringen. Ich befühlte die Quadersteine, auf denen ich zu liegen kommen sollte — sie waren ganz impertinent hart, und einer just wie der andre. So legte ich denn mit bittern Seufzern meinen Tornister unter den Kopf, zog die Schlafmütze über die Ohren und die Beine dicht an mich heran, um nur so wenig als möglich von der Kirchenmatratze zu berühren. Der Mond kam unterdessen hinter den Häusern hervor und beschien die Säulen unsers Schlafgemachs und die zwei Kirchenheiligen, welche in den Nischen standen. Der Eine von den Beiden machte ein recht erbärmliches Gesicht, als wollte er sagen: Theuerster, Sie jammern mich da unten auf Ihrem steinharten Schlafsopha; der Zweite hingegen warf trotzig den Kopf zurück und schien mir zuzurufen: Wenn ich hier auf meinem Postamente die ganze Nacht stehn kann, so wird dich der Geier auch noch nicht holen. Es kamen auch bald noch mehr Menschen, welche große Liebhaber von wohlfeilen Schlafstellen zu sein schienen und sich auch mit einem acquit auf die Fliesen warfen, als sollten ihnen die Steine wie Federbetten über den Kopf zusammenschlagen. Die schnarchten im Umsehn ein. Der Mond verkroch sich bald wieder hinter seine Wolkengardine. Ein naher Springbrunnen zischte und pischte ganz heimlich, als wollte er mich wie ein Wickelkind einlullen, — ja, wenn nur die Wiege nicht so empfindlich auf Abhärtung berechnet

Schnee lag Jahr aus, Jahr ein auf den Dächern; die Bären rannten zu Dutzenden wie die Geheimeräthe auf allen Gassen; mit unsrer Cultur war's gar im Argen — das Geld, das viele Geld aber, das wäre noch das Beste an uns. Das Geld! Du meine Güte! wenn wir durch Ueberfluß an Geld selig werden sollten — da säh's windig aus. Und da half kein Depreciren und kein Disputiren — die Frauen hielten ihre Ideen fest, wie das Ave Maria. — Dann erzählten die Damen ihrerseits wieder von den Wundern Roms, von der Illumination der Peterskirche und dem großen Feuerwerk, welches man die Girandola heißt; vom Octoberfest, wo bei Fackeln getanzt wird und Musik und Jubel in allen Weingärten sei, vor Allem aber von dem himmlischen Carneval, vom Pferderennen ohne Reiter auf dem Corso und den bunten Masken und dem Bombardiren mit Gipskörnern. Wenn sie auf dies Kapitel zu sprechen kamen, so war eben so wenig an ein Aufhören zu denken, als wenn der Meister von seinen seligen kaiserlichen Vorfahren oder der Signore Vicente von greulichen Höllenstrafen erzählten. Die corpulente Mama war bei der letzten Fastnacht als Abbate verkleidet gassaten gegangen — welches ich der Curiosität halber wohl hätte sehn mögen — Annunziata aber als ein schmuckes Chasseur-Offizierchen mit großen goldnen Epauletts und Federhut und Sporen.

Mit meiner Amour ging mir's übrigens ganz curios. Wie pfiffig ich's auch anstellen mochte, so glückte es mir doch niemals, der Kleinen ein unbelauschtes Wort zuzischeln zu können. An der colossalen Mama war das Auge das einzige Bewegliche geblieben, und das hatte sie allerwegen. Traf sich's auch einmal so gut, daß die Alte just mit dem

sogenannten Hausfreunde, dem Abbate, discurrirte und ich ansetzte, um die Felsenlast meiner Liebeserklärung von meinem Herzen abzuwälzen, so wutschte, noch eh ich mit dem Einleitungsräuspern aufs Reine gekommen war, Annunziatchen hinter den Lehnstuhl ihrer Mutter wie hinter einen riesengroßen Wollsack, und von dem prallten alle meine Sehnsuchtsseufzer ab. Das machte mich nun oft recht bitterverdrießlich, und dann sah mich die kleine Hexe über die Schulterwehr der mütterlichen Bastion so lieb und bittend und doch so schelmisch und winkend aus ihren dunkeln schimmernden Aeuglein an, so daß ich vor Entzücken und Verliebtheit hätte unsinnig werden mögen.

In unserm Hause wohnte ein Maler, ein Landsmann von mir, dessen wirklichen Namen ich aber nicht kannte. In Rom taufen sie einen Jeden um und hängen ihm einen Spitz- oder Spitzbuben-Namen, bei dem sie ihn rufen, an. Sich die ordentlichen Namen der Fremden zu merken, dazu ist das Volk viel zu faul. Und so wie sie mich Romeo nannten, so hieß der Maler Barbarossa, von dem langen, rothen Schnurr- und Knebelbart, der ihm bis über den Adamsapfel herunterhing. Aber nicht allein sein Bart war von auffallend tornisterblonder Couleur, auch das ganze Lockensystem war so schreiend hell im Feuer vergoldet, daß die Kalekut'schen Hähne überall, wo er sich nur sehen ließ, rebellisch wurden und zu kaudern anfingen. Nachdem ich etzliche Male in Amtsgeschäften mit ihm in Berührung gekommen war und diverse Reparaturen an seinem Costüm vorgenommen, begann sich eine Art von amicablem Verhältniß zwischen uns Beiden zu gestalten. Seine Malerwerkstatt lag hoch oben im Hause und nur fünf Schritte von

an meinen treugemeinten Rath, zieh den Kopf aus der Schlinge und laß mich jetzt ins Teufels Namen ungeschoren.

Das wäre ja eine ganz horrible Conspiration, wenn dem wirklich so wäre. Aber was hätte denn der Maler davon, mir diesen faustdicken Floh ins Ohr zu setzen? Und die geistlichen Unterredungen mit dem Abbate — ja, ja, es ist nicht ohne. — Dies waren ungefähr meine Gedanken, als ich langsam und träumerisch die Treppe Stufe für Stufe hinabkletterte und mich melancholisch wie eine gehängte Drossel auf den Arbeitsschemel setzte. Des Morgens ging ich weder zum Abbate, noch des Nachmittags durch die Glasthür, büffelte drauf los und sah nicht von der Arbeit auf. Sobald aber die Feierstunde schlug, zog ich auf den Monte Pincio, setzte mich einsamlich in einen Winkel des Kaffeehauses und trank mit recht betrübtem Herzen mein Fläschchen Orvieto. Denn einen Trost muß doch der Mensch in seinem Elend haben. Den nächsten Tag trieb ich's nicht anders und kehrte mich weder an das Gebrumme des Meisters, noch an das Aeugeln der Tochter. Glauben verleugnen! Die beiden fatalen Worte summten mir unaufhörlich wie ein paar Brummfliegen vor den Ohren.

Den 20. Juni.

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Hängen und Freien sind beides Schickungen. Vorgethan und nachbedacht hat Manchen schon ins Pech gebracht. Wer's Glück hat, führt die Braut heim, und wer Unglück hat, bricht den Finger in der Westentasche. Dies sind alles unleugbare Wahrheiten,

welche zum Theil hierher passen, zum Theil auch wieder nicht. Doch hier hilft kein Mundspitzen, gepfiffen muß werden.

Ich war in meinem Tagebuch bei dem Kapitel von den beiden Brummfliegen stehn geblieben. Zwei Tage lang spielte ich die Rolle von Menschenhaß ohne Reue so schön, daß ich mich selber hätte herausrufen mögen. Am dritten Tage steckt, in dem Augenblick, wo ich meinen Strohhut aufstülpe, um abermals nach der Kneipe des Monte Pincio zu ziehn, Annunziata das Köpfchen durch die Glasthür und wispert: Romeo, una parola! — Ich fuhr ordentlich zusammen und wollte anfänglich thun, als ob ich nichts gehört hätte — dies wäre aber doch ein Mangel an Galanterie gegen das schöne Geschlecht gewesen, und solchen Flecken läßt ein honnetter Berliner nicht an sich kommen. So wandte ich mich denn um und schlich mit niedergeschlagnen Augen in die Stube zurück. Annunziata sprach kein Wort — ich erst recht nicht, sondern guckte stramm auf die im Lehnstuhl schnarchende Katze. Das wird eine erbauliche Conversation abgeben, dachte ich in meinem Sinn und wünschte mich inbrünstig nach den Regionen, wo der Pfeffer gedeiht. Nach einer viertelmeilenlangen Pause hob meine Ex-Liebste so sanft wie ein abgerichteter Kanarienvogel abermals: Romeo! an zu flöten. Ich blickte auf und — wahrhaftigen Gott! — das arme Kind weinte. Wenn die Frauenzimmer nur das vermaledeite Weinen lassen wollten, so nähm' ich's mit Jeder auf, aber Weiberthränen brennen mir wie siedendes Pech auf der Seele, und wenn Eine — sie brauchte gar nicht einmal so hübsch als vorliegende Annunziata zu sein — mich anginge, vom höchsten Thurme hinunter zu springen — auf Ehre — ich setzte wenigstens an.

in die nahe See. — Das Moor, dessen schwarze, fruchtbare Erde sich schnell mit einem weichen, grünen Rasenteppich überzogen hatte, trennte damals das europäische Yokohama von einem verrufenen japanischen Stadtviertel, dem sogenannten Yankiro, wo sich Schenke an Schenke reihte, die des Abends und während der Nacht mit lärmenden Japanern und zechenden Europäern, namentlich Matrosen, gefüllt waren. — Schlägereien waren im Yankiro an der Tagesordnung, und nicht selten endeten dieselben mit schweren Verwundungen. Die achtbaren Mitglieder der fremden Gemeinde: Beamte, Offiziere und Kaufleute — ließen sich nicht gern in diesem Viertel sehen; doch kam es vor, daß die älteren Einwohner dem Neuangekommenen den Ort zeigten, um ihn mit den dort herrschenden fremdartigen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen.

Straßenbeleuchtung ist erst seit Kurzem in Yokohama eingeführt; im Jahre 1860 war es dort in dunklen Nächten finster, öde und unheimlich. Der eigentliche Straßenverkehr hörte mit Sonnenuntergang auf; und wer des Abends noch ausgehen wollte, der nahm entweder selbst eine Laterne, oder — und das war das Gebräuchlichere — er ließ sich von einem oder mehreren japanischen Bedienten geleiten, von denen ein jeder eine jener Papierlaternen trug, die in ganz Japan und auch in China allgemein gebräuchlich sind. Auf den Laternen der Beamten prangte in bunten Farben das Wappen der Nation, welcher der Besitzer angehörte; die Kaufleute ließen ihre Namen oder einfach die Nummer des von ihnen bewohnten Hauses daraufmalen. Man erkannte auf diese Weise auch des Nachts von Weitem schon die Personen, die noch in den Straßen waren; und wenn man einen Bekannten antraf, so gesellte man sich gern zu ihm, denn die Wege waren unsicher, und man mußte immer gewärtig sein, aus einer dunkeln Ecke einen lauernden Samurai

oder Lonin (bewaffnete Edelleute), zum Anfall bereit, hervorspringen zu sehen. Kein Europäer ging des Abends aus, ohne einen Revolver schußbereit in der Hand zu halten.

Ashbourne war Jervis' unmittelbarer Nachbar. Die Häuser der Beiden waren nur durch die geräumigen, mit manneshohen Bretterverschlägen umgebenen Höfe von einander getrennt. Ueber diese Bretterwände hinweg konnte, wer auf der erhöhten Veranda stand, die Fenster des Nachbarn erblicken.

Eines Abends hatte sich, wie dies häufig vorkam, eine kleine Gesellschaft bei Ashbourne versammelt. In den hellen Zimmern war es sehr warm; auch wurde man dort von den nach Licht schwärmenden Musquitos geplagt; die Gäste hatten sich deßhalb auf die dunkle und verhältnißmäßig kühle Veranda zurückgezogen und sich dort auf großen indischen Bambussesseln ausgestreckt. — Die jungen Leute rauchten, tranken Thee oder „Soda und Brandy" und unterhielten sich träge von gleichgültigen Dingen; denn sie waren müde und abgespannt, und die Meisten von ihnen hatten ein schweres Tagewerk hinter sich.

Es war spät geworden; die Nacht dunkel, schwül und still. Während der langen Pause in der schleppenden Unterhaltung hörte man das ununterbrochene, dumpfe Rauschen und Brausen des nahen Meeres, und von den benachbarten Höfen her das kurze, trockene Klappen, welches durch Zusammenschlagen von zwei flachen Holzstücken hervorgebracht wird, und wodurch die japanischen Wächter, die in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Runden machen müssen, zu erkennen geben, daß die ihrer Obhut anvertrauten Gebäude von ihnen in Augenschein genommen worden sind. — Man gewöhnt sich schnell an dies weitschallende Geräusch und wird sodann durch dasselbe nicht einmal im leisen Schlaf gestört; aber es schreckt Diebe und Brandstifter zurück, indem es

diesen sagt, daß der Wächter auf seinem Posten ist. — Vom Yankiro herüber, über das weite, öde Moor, erklangen die hellen, schrillen Töne der Sampsin, der dreisaitigen, japanischen Guitarre.

Der Wächter des nächsten Nachbarhauses hatte soeben seine Runde beendet. Einer der Anwesenden hatte bei dem Geräusch den Kopf dorthin gewandt.

Bei Jervis ist Alles erleuchtet, bemerkte er. Was mag der Mensch zu so später Stunde ganz allein noch treiben?

Er studirt Japanisch, antwortete Macdean. Wir haben denselben Lehrer.

Er scheint sich überhaupt zum Japaner ausbilden zu wollen, ergänzte Ashbourne. Ich sehe ihn in seinem Hause immer nur in Kimono (japanisches Gewand) und in Sandalen einhergehen; auch nimmt er Fechtstunden bei einem alten, herrenlosen Edelmann, der sich hier umhertreibt. — Vorgestern früh, als ich an seiner Thür vorüberging, hörte ich im Hofe Lärmen und Schreien. Ich trat hinein, und da sah ich Jervis und einen Japaner, Masken vor den Gesichtern, mit hölzernen Säbeln, unter Rufen und Stampfen, wie besessen auf einander einhauen. Jervis kam mir entgegen und fragte höflich, was ihm die Ehre meines Besuches verschaffe. Als ich erwiderte, Neugierde allein habe mich hereintreten lassen, erzählte er mir, er finde Vergnügen an allen körperlichen Uebungen und habe jetzt zur Abwechslung angefangen, Fechtstunden bei einem Japaner zu nehmen. Der Samurai, der zuhörte, als ob er Englisch verstände, wiederholte darauf mehrere Male: Herr Jervis ist sehr geschickt und stark in der That. Er hätte seinen Schüler gewiß gern producirt, denn er schlug ihm vor, in meiner Gegenwart einen Gang zu machen; aber Jervis lehnte dies kühl ab. — Auf der Veranda kauerte ein hübsches japanisches Mädchen vor einem Kohlenbecken, auf dem Wasser gewärmt wurde. Ihr gegenüber saß eine alte Frau. Die Beiden tranken Thee, rauchten und plauderten. Neben ihnen auf der Matte stand eine Koto (japanische Zither). Stühle und Sessel sah ich nicht. Das Ganze machte vielmehr den Eindruck einer japanischen, als einer europäischen Wirthschaft. . . .

Da kommen Leute vom Yankiro über das Moor herüber, unterbrach Macdean.

In einiger Entfernung erblickte man Laternen. Die Träger derselben konnte man nicht sehen, und die Laternen, die sich hüpfend und schaukelnd in der Dunkelheit bewegten, erschienen wie große Irrlichter.

Wir wollen sehen, wer da geht, sagte Ashbourne.

Er trat in das Zimmer und kehrte bald mit einem großen Opernglas bewaffnet wieder zurück. Er blickte eine kurze Weile nach den Laternen und sagte dann:

Nummer . . . Nummer 28 und . . . . 32, West und Dr. Wilkins. Wir wollen sie rufen. Sie sollen berichten, was sie zu so später Stunde noch draußen zu thun haben.

Darauf setzte er beide Hände an den Mund und rief in die stille Nacht hinaus: West! . . Wilkins! Dann wartete er einige Secunden und wiederholte den Ruf, bis schwach die Antwort zurückscholl: Wir kommen!

Die Laternen näherten sich darauf in gerader Linie dem Hause Ashbourne's. In einer kleinen Entfernung von demselben hielten sie eine kurze Weile still; dann kamen sie wieder vorwärts; bald darauf wurden sie durch den Thorweg getragen, und West und Wilkins, von ihren Dienern gefolgt, traten auf die Veranda. — Dr. Wilkins erzählte, er sei nach dem Yankiro gerufen worden, um einen englischen Matrosen zu verbinden, der in einer Schlägerei von einem Malayen einen Messerstich bekommen habe. West, der gerade bei ihm gewesen sei, als man ihn gerufen, habe ihn begleitet.

an Kühnheit und männlichem Trotze mit den europäischen Racen messen können, diese durch ihren passiven Muth, ihre apathische Todesverachtung übertreffen. — Das menschliche Leben hat in hoch civilisirten Gesellschaften einen gar nicht mehr zu berechnenden idealen Werth. Bei barbarischen und halb civilisirten Völkerschaften ist es der Willkür preisgegeben und verhältnißmäßig werthlos. Daher die stoische Ruhe, mit der der Asiat einem gewaltsamen Tode entgegengeht oder sein Leben aufopfert.

Der Gotairo, der Regent von Japan, war seit der Ermordung des Taikun Minamoto unausgesetzt bemüht gewesen, die Rebellion zu ersticken, und hatte zu diesem Zwecke harte und energische Maßregeln gegen die aufständischen Daimios ergriffen. Diese erblickten in ihm ihren gefährlichsten Feind und waren bereit, jedes Mittel, Gewalt und Hinterlist, anzuwenden, um ihn aus dem Wege zu räumen. — Der Gotairo wußte, daß sein Leben bedroht sei, und zeigte sich in den Straßen von Yedo nur noch von Leibgarden umringt, auf deren Treue und Tapferkeit er bauen konnte.

An einem trüben Herbsttage, vier Monate nach der Ermordung Daniel Ashbourne's, trafen zwölf Männer, von verschiedenen Seiten herkommend, wie von ungefähr in der Nähe des kaiserlichen Schlosses von Yedo zusammen. Sie trugen, ein Jeder von ihnen, zwei Schwerter im Gürtel und gaben sich dadurch als Edelleute zu erkennen.

Das Wetter war unfreundlich und kalt. Es stürmte und regnete. Die Straßen, die das Schloß umgeben und in denen kein Handel getrieben wird, waren verödet.

Die Bewaffneten, nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, traten unter das große Portal des Daimio-Palastes, der sich in einer der breiten Hauptstraßen des Viertels und an der Ecke der engen Gasse erhob. Die Männer schienen darauf zu warten, daß der Regen, der in

Strömen goß, nachgelassen habe. Ihre Anwesenheit in der Nähe des Schlosses erregte keines Menschen besondere Aufmerksamkeit, da es in der Residenzstadt von bewaffneten Edelleuten wimmelte, und man diese schwerttragenden Müßiggänger zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in den Straßen, namentlich in dem Palast-Viertel, anzutreffen gewohnt war.

Nachdem die Leute eine halbe Stunde lang ruhig gewartet hatten, erschienen am Ende der Hauptstraße einige hundert Samurai (Soldaten), die einer colossalen, von sechzehn starken Männern getragenen Sänfte, einem sogenannten Norimons, als Escorte dienten. Der Zug bewegte sich langsam, inmitten feierlicher Stille vorwärts.

Sobald die kleine Truppe unter dem Portal die Spitzen der Procession gewahrte, trat Einer, der seine Genossen um Kopflänge beinahe überragte, hervor, blickte spähend nach allen Seiten um sich und ertheilte sodann den Andern, die jeder seiner Bewegungen aufmerksam gefolgt waren, einige kurze Befehle.

Diese erhoben sich gelassen und begaben sich paarweise nach dem Eingang der engen Gasse, wo sie sich an der Mauer des Palastes aufstellten, als suchten sie unter dem weit hervorspringenden Dache desselben Schutz gegen das Unwetter. — Es waren untersetzte Gestalten mit wettergebräunten, wilden Gesichtern und schwarzen, glänzenden Augen. Nur der größte von ihnen, der Führer, war von auffallend heller Farbe. Sein weißes Antlitz leuchtete gewissermaßen neben den dunkeln Gesichtern seiner Gefährten. Die ganze Erscheinung dieses Mannes hatte etwas auffallend Vornehmes. Seine schlanken Gliedmaßen waren von edler Symmetrie; sein Gang schien leicht und elastisch, wie der des sprungfertigen Raubthieres.

Die fürstliche Procession nahte. Vor dem Zuge schritten

Ihr das Jahr zu verzehren habt. Und erst was Ihr Wissenschaft und Kunst besitzt, daß Ihr Euch sonder Müh' noch mehr verdient. Hab' von Allerlei gehört — — —

Die Blicke des Junkers Sarazin suchten Etwas im ganzen Gemach.

Plötzlich hafteten sie auf dem grünen Irdofen. Drauf stand ein kleines Männlein, das hatt' eine Kapuz' auf dem Rücken.

Was ist denn das für ein Männlein? fragte Herr Sarazin. Mit Gunst, das möcht' ich wohl genauer betrachten.

Er näherte sich.

Halt! rief Herr Berthold. Das dürft Ihr nicht berühren.

Muß wohl was recht Kostbares sein! bemerkte Jener listig.

Sicher! entgegnete Herr Berthold. So Ihr schweigen könnt, dürft Ihr's wohl erfahren, was es ist!

Ich bin stumm, wie das Grab! betheuerte Herr Sarazin. Sprecht nur leise, daß es Niemand hört! Was ist es denn? Er neigte sein Ohr zu Herrn Berthold.

Das ist ein Wettermännlein, sagte Herr Berthold.

So — ein Wettermännlein —? Und was vermögt Ihr damit —? fragte Herr Sarazin, äußerst furchtsam zu ihm aufblinzelnd. Könnt Ihr etwa das Wetter machen? Das wär' ja fürtrefflich, hochweiser junger Herr!

Das nicht, sagte Herr Berthold. Aber, ob's gut oder schlimm wird, das kann ich sicher ergründen. Seht, da ist ein Kiel und eine Saite, weiter Nichts. Wo nun das Wetter warm und gut wird, daß die Sonn' scheint, thut der Gesell seine Kapuz' ab. Wo's aber regnen will oder sonst, da ruckt ihm dieselbige Kapuz' auf den Kopf. Das hat keinen Zweifel und geht zu Zeiten ganz schnell.

Hm! machte Herr Sarazin. Da seid Ihr ein wahrhaft großer, vielmächtiger Mann! Ihr wißt also wohl, ob es fürerst noch trocken bleibt oder nit —?

Sicher weiß ich es, versetzte Herr Berthold sehr stolz. Allitzt hat er seine Kapuze vom Kopf, item also ist's warm und bleibt's, bis er selbe aufsetzt. Das hat Alles seine Sach'.

Herr Sarazin schaute bald auf den Irdofen hin, bald auf Herrn Berthold, indem er etwas gebeugt da stand und die Hände ein wenig rieb. Sein demüthiger Blick aber war um ein Weniges stechender geworden.

Ei, ei — Wißt Ihr, sagte er dann, daß dieß doch recht befremdlich ist! Mir könnt Ihr derlei wohl anvertrauen. Sagt's aber sonst Niemand! Ei, ei, es könnt' Euch meiner Seel' übel bekommen. Müßt auch nicht zu viel verkehren mit Dingen der Art! Bin Euer Freund und rath' Euch nur das Beste — 's taugt nicht, sich in Gottes Schickung einzudrängen. Man wird gar leicht übermüthig und weicht von guten Pfaden ab —

Ihr braucht mir keine Lehr' zu geben, sagte Herr Berthold, sich in die Brust werfend, ich weiß wohl, was ich zu thun hab'!

Gewiß, fuhr Junker Sarazin fort. Allein es ist doch Frevel mit im Spiel. Gott selber möcht' wohl solche Neugier vergeben. Aber die Menschheit denkt da fast anders. Und so es allhier nur Einer wüßt', welch überirdisches Werkzeug Ihr habt, da möcht's Euch wohl keine guten Früchte bringen.

Das möcht' ich sehen! fiel Herr Berthold ein.

Glaubt mir's, fuhr der Junker fort, ich weiß das! Auch kenn' ich die Gesetze gar wohl. Erst kurz haben sie Einen

wiegend rechnende Gesichter, und wer sie genauer ansieht, braucht kaum ihr Gespräch zu vernehmen, um zu wissen, daß sie Calculationen anstellen und in geschäftlicher Veranlassung durch die Straßen hinwandern. Zwei von ihnen halten im Schatten eines mit dem oberen Stockwerk weit übergebauten Hauses an und tauschen lebhaft, allein trotzdem ebenfalls merkwürdig geräuschlos ihre Ansichten über die am Mittag auf der Börse eingetroffene Pariser Nachricht vom Sturz des Ministeriums des Herzogs Armand Jules von Polignac aus. Sie sind nicht Einer Meinung in Bezug auf die sich daraus ergebenden demnächstigen Handelsconjuncturen und debattiren mit eifrigen Gesten. Dann setzen sie ihren Weg fort; vom hoch die Gipfel überragenden Marienkirchthurm schlägt es drei Uhr, und der metallene Klang verstummt durch die wieder leer gewordene Straße.

Am oberen Rande derselben, dem Marktplatz zu, liegt ein großes, behäbiges Haus von der Bauart aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es hat das einfache, doch anheimelnd-würdige Aussehen einer alten, geräumigen Patrizierwohnung; auf den braun-schwärzlich nachgedunkelten Ziegelpfannen des steilen Helmdaches baden sich die Tauben in der Sonne. Unten sind die Fenster mit weitausgebuchteten, hellgraufarbigen Eisentrallen verwahrt, von der Thür in der Mitte des Gebäudes blickt ein glänzend polirter Löwenkopf als Knauf des altmodischen, massiv-messingenen Klopfers.

Doch bedarf es keines Anpochens, denn die Thür öffnet sich der auf den Drücker gelegten Hand von selbst. Ein mit dunklen Steinfliesen bedeckter hoher und weiter Flur mündet nach hinten auf nickendes Gartengebüsch, das dem Auge des von der heißen, blendenden Straße Hereintretenden grüner erscheint, als die Bäume und Pflanzen draußen in Wald und Feld. In der Mitte des Flurs führt eine breite Eichenholztreppe nach oben, auf den Sockeln der beiden Pfeiler unten

stehen lebensgroße Statuen Clio's und Euterpe's mit ihren Attributen in den Händen.

Die beiden Figuren haben etwas ungemein Schweigsames, das sie dem ganzen Raum um sie her mittheilen. Man fühlt, daß sie sich seit einem halben Jahrhundert nicht um eine Linie bewegt haben, daß die französische Revolution, die Weltherrschaft und der Sturz des Kaisers Napoleon, das Aufhören des deutschen Reichs und die Gründung des deutschen Bundestags an ihnen vorübergegangen sind, ohne ihre Stellung im Geringsten zu verändern. Auch was seit den Tagen der Großväter im Hause um ihre Postamente geschehen, haben sie gewahrt, aber dies hat ebenso wenig einen wandelhaften Einfluß auf sie ausgeübt. Es liegt etwas absonderlich Anblickendes in ihrer gleichmäßig ruhigen Gelassenheit, als ständen sie wie zwei Wächter an der Treppe, um die Zeit nicht hindurch zu lassen.

Dennoch läßt diese droben, wo die Stufen abermals auf einen umfänglichen Vorflur ausmünden, ihre Stimme vernehmen, und zwar ist es die einzige, welche die sonst lautlose Stille des Hauses unterbricht. Zwischen großen, tiefbraunen Schränken mit gedrehten Säulen und ausgeschnitzten geflügelten Engelsköpfen steht eine bis zur Decke reichende Kastenwanduhr. Der lange Pendel geht tickend hin und her, und der Zeiger bewegt sich ruckartig in winzigen Absätzen über das silbergraue Zifferblatt. Durch die kleinen, rund in Blei gefaßten Scheiben eines hochgewölbten Fensters fällt ein schräger Sonnenstrahl, und in ihm flimmern goldene Stäubchen, doch unbewegt, denn kein leisester Hauch regt die Luft des Vorplatzes, und die an demselben befindlichen Thüren sehen aus, als müsse es hinter ihnen ebenso leer und leblos sein, wie auf dieser Seite.

Beinahe ist dies auch der Fall, doch nicht ganz. Eine derselben öffnet den Zugang in ein großes Zimmer, das der

zu machen. Sein Vater war gestorben, der früh zur Selbständigkeit gelangte junge Träumer übernahm mit redlichem Eifer das schwere Werk, sich selbst zu erziehen. Die Stationen dieses wunderlich phantastischen Passionsweges sind durch dichterische Erstlinge bezeichnet, die hier nicht aufgezählt werden sollen. Als das charakteristischste Product seiner aus krankhafter Verstimmung, trüber Sinnlichkeit und naiver Weltverachtung gemischten Gährungsperiode möchten wir die „Scherben, gesammelt vom müden Manne," bezeichnen.

Aber die edle und redliche Natur des unablässig Kämpfenden rang sich aus diesen krankhaften Zuständen Schritt für Schritt zu reineren Höhen des Lebens hinauf. Ein Ueberwiegen der Phantasie über die anderen Geisteskräfte machte ihm freilich bei jeder neuen Aufgabe, an die er sich wagte, zu schaffen und hinderte zuerst ein reines Gelingen. Dazu kam, daß der rhetorische und theatralische Zug in seinen ersten wilden Versuchen sich für die urtheilslose Menge als das Zeugniß einer entschiedenen Genialität darstellte und seine Schauspiele „Unfehlbar", „Savonarola", „Magda", seine „Helena, aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten" Bewunderer fanden. Er selbst empfand das Unzulängliche dieser Productionen und strebte, zumal nachdem er in einer glücklichen Ehe seinem unstäten Gemüthsleben einen sicheren Halt verliehen, auch in der Dichtung nach Klärung und Festigung seiner geistigen Welt. Wie weit ihm dies auf dramatischem Gebiet gelungen, haben wir hier nicht zu erörtern. Es sei nur erwähnt, daß er mit den Trauerspielen „Die Patricierin" und „Luigia Sanfelice" in zwei von Frankfurt a. M. und Mannheim ausgeschriebenen Concurrenzen die ersten Preise gewann, daß die späteren Arbeiten „Pater Modestus", „Der Mohr des Zaren", „Mutter Gertrud", „Unehrlich Volk" an verschiedenen großen Bühnen Erfolge errangen, und daß Niemand dem Dichter der „Luigia Sanfelice" und des liebenswürdigen Schauspiels „der Mohr des Zaren" einen echten und angeborenen Beruf zum Dramatiker bestreiten wird.

Daneben hat seine rastlos gestaltende Phantasie eine lange Reihe von Novellen und Romanen erzeugt. Noch leiden fast alle an jugend-

licher Ueberschwänglichkeit, an einer gewissen Unfähigkeit, Charaktere und Hintergründe, psychologische Entwicklungen und geistige Kämpfe mit ruhigen Zügen zu schildern, ohne „die Bescheidenheit der Natur" zu verletzen; noch umspielen die Flackerfeuer subjectiver Lyrik vielfach die reine epische Form. Doch hat längerer und wiederholter Aufenthalt in Italien aufs Wohlthätigste dazu mitgewirkt, den Sinn für das Echte und Einfache in dem jungen Dichter zu wecken und zu befestigen. Während die Romane „Bergasyl" und „Rolla" noch tief in seiner Sturm- und Drangperiode stecken, haben die „Römischen Dorfgeschichten" bewiesen, daß sein Talent sich schon der Reife nähert, und das Aufleuchten des Humors in ihnen dürfen wir als untrügliches Symptom geistiger Genesung begrüßen. Mit Vorliebe wählt Richard Voß seit einiger Zeit seine Stoffe aus dem Volksleben der Römischen Campagna, die er freilich noch allzugern in der phantastischen Beleuchtung sieht, wie sie uns etwa in Lindemann-Frommel's Landsafchten vor Augen steht. Aber wenn auch noch immer mancherlei deutsche Züge in den Herzensschicksalen jener halbwilden Naturen den vertrauten Kenner jener Gegenden bedenklich machen, in der Erfindung und Durchführung der novellistischen Probleme bewährt sich ein starkes und sehr eigenthümliches Talent, von dem unser „Hamlet von Tusculum" ein gewiß unbestrittenes Zeugniß ablegen wird.

H.

und Umrisse gefällt, sondern mit feiner Sinnenkraft ausgerüstet alle lebendige Schöpfung durchdringt und stets den rechten Ton findet für die wechselnde Musik der Welt. Nichts ergreifender, als die einfachen Accorde, die sie anzuschlagen weiß, um nach dem Geschwirre eines gemüthlosen Geplauders oder den Dissonanzen der Leidenschaft wieder an die ewigen Mächte zu erinnern, die alles Getändel der Mode, alles nichtige Treiben der armen Menschheit überdauern. Und in ähnlicher Weise taucht zwischen den Sarkasmen und anspielungsreichen Schlagwörtern, die das Gespräch jener „Gesellschaft" würzen, hin und wieder ein eigenes Wort der Erzählerin auf, das mit seiner sinnigen Einfachheit und dichterischen Kraft all jenen bloß gesellschaftlichen Esprit scheinbar ungesucht beschämt und in seine Schranken zurückweis't. Wir fühlen dann, daß wir es mit einer wahren und im besten Sinne „vornehmen" Natur zu thun haben, die den Adel der Menschheit da sucht, wo er über den Zufall der Geburt und Erziehung erhaben ist.

Die „Geschichte eines Genies", die nicht in aristokratischen Kreisen, sondern in der Künstlerwelt spielt, ist, außer ihren anderen Eigenthümlichkeiten, auch dadurch bedeutsam, daß sie die Neigung der Verfasserin zu scharfen, tragischen Conflicten und ungelöst'en Schicksalsfragen erkennen läßt. Doch steht O. S. nicht unter dem Bann des landläufigen Pessimismus, ist nicht in dem Vorurtheil befangen, das Turgenjeff durch die socialen Zustände seines Volkes aufgedrängt wurde, als sei eine Entwicklung in aufsteigender Linie mit den Bedingungen der Wirklichkeit im Streit, die sogenannte poetische Gerechtigkeit demnach eine fable convenue der Idealisten. Zu wünschen bliebe nur, daß ihr Talent sich auch einmal an einem Stoffe versuchte, der einen von dem modernsten Gesellschaftston nicht angekränkelten Stil erforderte, da die Virtuosität, mit der sie diesen handhabt, die Gefahr in sich trägt, mit der Zeit in Manier auszuarten.

H.

I.

„M. Alphonse de Sterny wird im November nach Brüssel kommen, um sein Oratorium „Satan" in Person zu dirigiren." Diese kurze Notiz in der „Indépendance Belge" erregte in Brüssel allgemeines Aufsehen.

Die Musiker zuckten die Achseln, bissen sich in die Lippen und sagten etwas Verächtliches über die Künstlerschaft Alphonse de Sterny's und über die traditionelle Ungerechtigkeit des Publikums gegen einheimische Kräfte; die große Welt von Brüssel, unter uns gesagt, die unmusikalischste „Welt" des Universums, trat, was ihr sonst einem Künstler gegenüber fast nie geschieht, beinahe aus ihrem vornehmen Phlegma heraus, sprach — im Herbst giebt es wenig zu reden — volle acht Tage lang von nichts als „de Sterny" und zwar sehr viel von seinen Liebesverhältnissen und ein wenig von seiner Octaven-Technik.

Alphonse de Sterny war seiner Zeit nicht nur ein großer Virtuose, sondern auch ein Löwe der Gesellschaft gewesen; die gefeiertsten Damen hatten um seine Gunst geworben, die George Sand hatte einen Roman über ihn geschrieben — man wußte nicht mehr recht, welchen — und die schöne Fürstin G . . . sich um seinetwillen mit Schwefelsäure vergiftet.

Neugierig prüfend, mit beinahe fiebernder Spannung, sieht er seinen Part durch. Der aber enthält mehr Pausen als Noten.

Der Tag der zweiten Probe kommt. — Gesa hat beabsichtigt, sich krank melden zu lassen, wie das erste Mal, doch kann er es nicht über sich bringen. Ein ihm selber unerklärliches banges, athemberaubendes Gefühl zieht ihn in die Salle de la grande harmonie. Es sind nicht nur die Clavierlehrerin und der Freund Rossini's, die sich zu der zweiten Probe eingeschlichen hatten. Die hervorragendsten Dilettanten von Brüssel drängen sich um das Podium, — alle musikalischen Damen aus der Societät haben sich eingefunden, sitzen nun beisammen in der vordersten Reihe des Parquets der Rampe gegenüber. Eine eigenthümliche, fast feierliche Stimmung herrscht... ein Fieber von Neugier, von Erwartung zittert in allen Anwesenden. Zugleich meldet sich bei ihnen jene eigensinnige Opposition, jenes überlegene „nicht glauben wollen", das man jeder übermäßig gelobten Neuigkeit entgegenbringt. Il parait, que c'est épatant, sagt der Graf de Sylva, der, von seiner anstrengenden Diplomatencarrière ausruhend, alle Zeit, welche seine gesellschaftlichen Pflichten nicht absorbiren, darauf verwendet, das Violoncell zu studiren. Épatant, wiederholt er an die Damen herantretend. Ich muß gestehen, daß ich de Sterny's Compositionstalent nicht so hoch hielt!

Ich wahrhaftig auch nicht, grollt der Freund Rossini's; wie er im Stande war, den Satan zu schreiben, begreife ich nicht. Aber der Satan ist ein Meisterwerk, das steht fest. Diese Melodieen — Melodieen, die einen tyranniſiren, die sich einem in die Nerven schleichen, in das Blut! . . . Es gehen Gespenster um in dieser Musik.

Es ist wahr, daß große Talente Zeit zur Reife brauchen, bemerkt der Fürst L . . ., aus Wunderkindern wird selten

etwas, meine Damen. Erinnert sich vielleicht Eine von Ihnen des kleinen Zigeuners, den uns de Sterny eines Abends brachte?

Hm — ein kleiner Buckliger mit einem Schnürrock... sagte eine der Damen.

Nein, nein, das war ein Anderer. Ein hübscher Junge ohne Schnürrock — aus der Rue Ravestein, meint der Fürst.

Keine von den Damen erinnerte sich. Was war es mit ihm? fragen sie.

Nichts Besonderes, meint der Fürst, ich citirte ihn nur à propos von Wunderkindern. Nie hab' ich schöner improviſiren hören, und was ist aus ihm geworden? Ja, was ist aus ihm geworden? wiederholen die Damen . . . In diesem Augenblick hört man eine kleine Bewegung — de Sterny betritt das Podium. Man klatscht ihm Beifall zu, man verbeugt sich vor ihm, man drückt ihm die Hände.

Er tritt ans Pult, läßt die Augen über die Reihen seiner musikalischen Truppen gleiten — sie sind vollzählig. Plötzlich wird er blaß, der Taktierstab sinkt an seiner Seite nieder . . . er möchte fliehen . . . die Augen seiner vornehmen Freundinnen glänzen zu ihm herüber . . . er klopft ans Pult und durch den öden Saal tönt die schwülstige Antrittsfuge des „Satan"!

Die Zuhörer zuckten enttäuscht die Achseln, Gesa van Zuylen zieht die Mundwinkel tief und spöttisch herab. Langsam, ängstlich, dann immer beherzter hebt er die Augen zu dem Antlitz des Dirigenten, dem Antlitz, das ihm einstens Alles war — sein Gott — seine Welt! Er lächelte bitter vor sich hin.

Da singt die Altistin ihr erstes Lied. — Wie von einem elektrischen Schlag getroffen zucken die Zuhörer zusammen. Alles lauscht wie berückt; aber gespannter als alle Anderen horcht der Geiger, Gesa van Zuylen.

wärts auf der abschüssigen Bahn. Eine Art von Schwindel und Trunkenheit hatte mich erfaßt. Ich gab ihm den Schmuck, um damit die Gläubiger Hochberg's zu befriedigen. Am nächsten Morgen stürzte Alles über mir zusammen. Ich wollte reden, aber die Scham erstickte meine Stimme! Dazu die Furcht, durch ein vorzeitiges Geständniß meine Absicht zu vereiteln! Oh, ich habe schrecklich gebüßt! Hören zu müssen, wie Unschuldige meines Vergehens wegen angeklagt wurden . . .

Beruhige dich, wir sind im Stande, ihnen die kurze Pein vollauf zu vergüten.

Am tiefsten hat mich dein Edelmuth beschämt! Da du Hochberg nicht für den Dieb hieltest . . .

Konnt' ich nur annehmen, daß Feenhände den Schmuck entführt! An den listigen Kaufmann dachte ich dabei nicht. Um so besser, Melanie! Ich müßte mich sehr täuschen, oder Samuelsohn ist noch im Besitz des Schmuckes. Eine Zeile von dir und er wird ihn zurückgeben.

Zurückgeben?

Natürlich gegen Procente. Das hilft nun nichts, da du einmal einen Kaufmann geheirathet hast, mußt du dich bei Zeiten an den geschäftlichen Gebrauch gewöhnen. Und dann kein Wort mehr darüber.

Albert!

Nun lag ihr Kopf an seiner Brust.

Deine Vergangenheit hat mir nicht gehört, liebe Melanie, nicht gehören können! Zu neu, zu gewaltthätig bin ich in deine Kreise getreten, um einen freundlichen Empfang erwarten zu dürfen. Wandlungen des Körpers wie Umwandlungen des Geistes vollziehen sich nur in Krisen. Haben wir eine solche Krisis überstanden? Deine Zukunft —

Sie soll dir gehören, dir allein!

Ein bräutlicher Kuß vereinigte in einem Hauch zwei versöhnte Herzen, stolze Herzen, die sich erst nach einem schweren Kampfe zusammenfinden konnten.

Eine Woche später gab der Commercienrath Römer ein großes Fest. Zur Freude seiner politischen Gesinnungsgenossen sollte er, wie es hieß, den Adel, der ihm „von hoher Hand" angeboten worden sei, abgelehnt haben. Den günstigsten Eindruck machte eine fernere Behauptung des Gerüchts, daß seine Gemahlin, obgleich eine geborene Gräfin Waldhelm, eine solche Standeserhöhung ihres Gatten nicht gewünscht. Die junge Frau, die zum ersten Mal als Wirthin sich zeigte, bezauberte alle Gäste durch ihre gewinnende Anmuth. In ihren Haaren, um Hals und Arme trug sie den Schmuck des Inka. Wie Römer es stets gesagt: das Geschmeide war nur verloren gewesen und hatte sich wiedergefunden. Robert, der aus seiner Haft entlassen, einen Dienst im Hause des Commercienrathes erhalten hatte, mußte wohl, nach der Ansicht der Geschichtenträger, in irgend einer Weise bei diesem abenteuerlichen Vorfall betheiligt gewesen sein, er selbst wußte freilich nichts davon und segnete den Schmuck, der ihm zu einem „guten Dienst" in der Nähe seiner auch wieder zu Gnaden aufgenommenen Lisette verholfen hatte. Hans von Hochberg schien es, als hätten die Brillanten seiner schönen Cousine einen gar eigenthümlichen Glanz, wie jener bolognesische Stein, der im Dunkel der Nacht einen hellen Schein um sich verbreitet, aber den Commercienrath wagte er nicht darum zu fragen, und Melanie lachte nur, lachte so glücklich und heiter und wies ihn an die jungen Mädchen im Saal, deren Augen viel freundlicher und sternheller auf ihn niederschauen würden als ihre Brillanten. Den herzlichsten Antheil an dem Glück der Gatten nahm Herr von Blacha; aber es giebt nichts Vollkommenes auf Erden; auch Blacha's Freude war nicht

genommen und hat mich versorgt . . . mein Gott, das ist Alles . . . Alles!

Sie hielt die Augen krampfhaft geschlossen, aber sie sah dennoch klar in jenem Augenblicke, klarer als je vorher, o! fürchterlich klar! Ihr ganzes Leben lag vor ihr und die große Lüge dieses Lebens. — Alles gehört ihm — mein Leib und meine Seele — nicht weil ich so will — nicht weil er so will — nein! weil unsere Väter es so für weise befunden haben . . . Und jetzt, wo ich fühle, daß ich auch ein Mensch bin, der seinen Willen hat und sein Herz . . . jetzt wo ich einen Andern liebe, jetzt bleib' ich elend, oder ich muß . . .

Sie dachte den Gedanken nicht aus — ihre Sinne begannen sich zu verwirren. Unendliches Mitleid mit sich selber überkam sie, und brennend heiß quollen ihr die Thränen aus den Augen. Sie bedachte nicht, wo sie war, sie bedachte nicht, daß Der, den sie liebte und dessen Anblick sie gerade darum jetzt am meisten fürchtete, jeden Augenblick eintreten mußte. Sie dachte erst daran, als die Mittagsglocke der Dominicaner erklang, und raffte sich auf.

Aber es war zu spät. Da stand er schon in der geöffneten Thür.

Und nun geschah etwas Seltsames zwischen den Beiden. Sie hatten bisher nie von ihrer Liebe gesprochen, sie hatten wohl auch nichts davon gewußt. Aber wie er auf sie zutrat und ihre Hände faßte und in ihre Augen blickte, die großen, braunen, thränenerfüllten Augen, die mit so unsäglich rührendem Ausdruck auf seinen Zügen hafteten, da errieth er alle ihre Gedanken, ihren Kampf, ihren Schmerz, ihre Liebe. Und als er ihre Hände drückte und ihr dann leise und zärtlich wie einem kranken Kinde das Haar aus der Stirne strich, da wußte sie, daß sein Herz ihr gehöre und daß sie auf ihn

bauen dürfe bis in den Tod. Dann ließ er ihre Hände los und trat zurück.

Wir werden viel zu leiden haben, sagte er, als verstünde sich ihre Liebe und alles Erringen von selbst. Aber ich werde fest sein, und Sie auch. Ich habe Ihnen viel zu sagen. Aber hier ist nicht der Ort, und heute Abend — er stockte und fuhr dann mit fester Stimme fort — heute Abend kommt schon Ihr Mann zurück, und ich mag Sie nicht zu einer heimlichen Zusammenkunft bewegen hinter seinem Rücken. Ich werde Ihnen also schreiben, was ich für gut halte.

Er drückte nochmals ihre Hand, dann ging er ins „Casino".

Die Frau erhob sich, schickte den Lehrling, der bisher draußen das Silber- und Messinggeschirr für die Festtage geputzt, in den Laden und blieb selbst in der Küche, für den Sabbath zu rüsten und für den Empfang ihres Mannes. Sie that Alles pünktlich, aber doch in anderer Art als sonst. Schmerzt Euch der Kopf, Frau? fragte ihre Magd, als sie plötzlich stehen blieb und die Hände flach an die Schläfen drückte, als müßte sie sich auf sich selbst besinnen. Ihr war's wirr und wüst und doch wieder, als müßte sie jubeln. So verging der Tag.

Gegen Abend brachte ihr der Amtsdiener einen Brief. Vom Bezirksgericht für Ihren Mann, sagte er, aber als sie den Umschlag entfernte, lag ein Brief an sie darin. Sie öffnete ihn nicht, sie zitterte vor dem Inhalt.

Die Dämmerung brach ein, die Lichter wurden angezündet, und sie sprach den schönen, uralten Segensspruch über sie, wie es Pflicht der Hausfrau. Daß Licht und Friede im Hause wohne, daß Gottes Erbarmung jeden Kummer fernhalte, jede Noth, jede Schmach . . . Es sind nur wenige Worte, und sie kannte die Formel sehr gut, und doch kam

standen und nach dem er doch immer wieder gerne gegriffen, weil sich ihm im Lesen so seltsam das Herz bewegte. Das Büchlein mit den Gedichten des Friedrich Schiller, welches er nun seit langen, langen Jahren nicht mehr angesehen und das ihm just jetzt wieder in die Hand fiel in dieser drangvollen, dunklen Stunde . . .

Er setzte sich an den Tisch und schlug es auf und begann zu lesen. Seine Jugend ging ihm dabei wieder auf, und er erinnerte sich, wie er diese Stelle bei den großen Eichen gelesen, und jene heimlich im Keller, während er die Arbeiter des Vaters beaufsichtigte. Dann aber ward ihm der Inhalt des Büchleins selbst wieder lebendig und — seltsam! er hatte seitdem nichts Neues gelernt, höchstens die Weinarten, und dennoch verstand er jetzt weit mehr von diesen Gedichten, als damals. Und was er verstand, das ergriff ihn seltsam, weil es so ganz anders war, als das, was er sonst hörte und las und dachte, so ganz anders. Ob besser, ob schlimmer, er grübelte nicht darüber, aber da sich sein Herz wieder leise bewegte und der Kampf sich lös'te, in dem es gelegen, so mochte es gewiß nichts Schlimmes sein...

Er erhob sich und ging auf und ab in der sabbathlichen Stube und sprach flüsternd die Worte des Buches vor sich hin. Es war sehr still um ihn, nur die vielen Kerzen knisterten leise, und zuweilen schlug ein vereinzelter Regentropfen an die Fenster . . .

* * *

Die lange, lange Herbstnacht ging zu Ende. Der Regen hatte aufgehört, die letzten Wolken trieben noch, von dem Winde zerrissen, am mattgrauen Himmel dahin. Das Morgenroth glomm im Osten auf und warf seinen verklärenden Schimmer über die traurige, herbstliche Ebene.

Auch in die Wohnstube des Nathan Silberstein drang das Morgenroth. Es fand ihn noch wachend. Aber er ging nicht mehr umher, er flüsterte nicht mehr, stumm und still stand er am Fenster, das Antlitz gegen Osten gewendet. Und das Morgenroth spielte um dies blasse, überwachte Antlitz, das nun wieder ruhig, mild und klar war. Es war die Milde und Klarheit eines festen, guten Entschlusses. Da er sein Haupt immer gegen Ost gewandt hielt und die Augen wie verklärt blickten, so mußte er wohl beten. Aber nicht mit den Lippen.

Er mochte lange so gestanden sein, stundenlang. Er hatte wohl viel auf dem Herzen, was er vor Gott aussprach in jener stillen Morgenstunde.

Dann erwachten die übrigen Bewohner des Hauses. Unter den Dienern und Mägden erhob sich ein Flüstern — sie wußten, daß etwas vorgegangen war in dieser Nacht, wenn sie auch unklar waren, was es gewesen. Dann kam Chane aus der Schlafstube, bleich, mit überwachten, vom Weinen gerötheten Augen. Sie ging gesenkten Hauptes an Nathan vorüber.

Er sprach sie an. Chane, sagte er mild und ruhig, ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ich hoffe, er wird zum Guten sein für dich und — und für ihn! Und was mich anbelangt, unser Gott ist ein barmherziger Gott — er wird mich nicht verlassen.

Das Letztere sagte er sehr leise, sie konnte es kaum verstehen. Eine Purpurröthe schoß ihr ins Antlitz, aber sie erwiderte nichts. Dann ging sie hinaus, und nach einer Weile brachte sie ihm das Frühmahl.

Und dann gingen sie Beide mit einander in die Betschul', und wer sie so gehen sah, konnte nicht ahnen, was in ihnen vorging.

Es haben vielleicht noch nie zwei Menschen so innig zu Gott gebetet, wie an jenem Sabbathvormittag Nathan und sein Weib. Ihre Seelen lagen im Staube und flehten um Stärkung und Erhebung.

Gottlob — es ist nichts, sagte die alte Jutta zu den anderen Mägden, als die Eheleute so friedlich aus der Schul' heimkamen und das Mittagessen gemeinschaftlich einnahmen. Aber nach dem Essen sagte Nathan zu Chane: Was vollbracht werden *muß*, wird am besten schnell vollbracht. Sei guten Muthes — ich werde zu *ihm* gehen und mit ihm sprechen. In einer Stunde hast du klaren Bescheid.

Dann ging er in das erste Stockwerk, in die Wohnung des Bezirksrichters. Herr von Negrusz saß gerade an seinem Schreibtisch und wurde sehr blaß, als er den Gatten des geliebten Weibes eintreten sah. Er fürchtete wohl eine peinliche Scene. Aber Nathan blieb ruhig, und nach höflichem Gruße sagte er: Herr Bezirksrichter, Sie wissen, warum ich zu Ihnen komme, denn Sie sind blaß geworden. Sie haben meinem Weibe diesen Brief hier geschrieben. Darauf möchte ich Ihnen die Antwort geben. Vorher aber nur noch eine Frage: Warum haben Sie es gethan? Steht das Gebot: „Begehre nicht deines Nächsten Hausfrau", nicht auch für Sie geschrieben?

Der Bezirksrichter sah ihm ruhig ins Auge. Ja! erwiderte er, es ist eine Sünde. Aber ich liebe Ihre Frau. Das ist Alles — mehr weiß ich nicht zur Entschuldigung.

Nathan nickte. Es freut mich, daß Sie mir so offen antworten. Die Antwort ist auch ganz genügend, und ich weiß nichts dagegen einzuwenden. Und nun will ich Ihnen auch den Bescheid auf Ihren Brief geben. Mein Weib liebt auch Sie. Darum kann sie nicht mehr mein Weib bleiben und ich werde die Scheidung veranlassen. Sie wird frei werden — was aber dann, Herr Bezirksrichter?

Dann heirathe ich sie, jubelte dieser auf, so wahr mir Gott helfe!

Nathan sah ihm ruhig und scharf ins Auge. Gut! sagte er. Ich zweifle nicht, daß Sie das wollen. Denn Sie sind ein braver Mann. Aber Sie sind Beamter, Christ, von Adel. Sie ist ein einfach Judenweib. Sie sind gebildet, Chane nicht. Auch haben Sie Rücksichten zu nehmen. Vielleicht lassen Sie sich durch die Rücksichten bestimmen und stürzen das Weib nur in Schmach und Unglück. Dem muß ich vorbeugen, denn Chane war mein Weib, und in dem Augenblicke, wo die Sache mit Ihnen offenkundig wird, wird sich ihr Vater und die ganze Gemeinde von ihr wenden und sie wird ganz verlassen sein. Und dann muß ich mich der Chane annehmen, weil ich — doch das geht Sie nichts an. Darum sage ich Ihnen Eines, ganz kurz, ganz klar: Heirathen Sie die Chane nicht, *so tödte ich Sie, so wahr mir Gott helfe!* Sie sind der Herr Bezirksrichter, ich bin nur ein Jude. Sie haben hundertfache Mittel, mich ohnmächtig zu machen. Aber mein Wort werd' ich dennoch halten!

Der Bezirksrichter war bleich geworden und erhob wie betheuernd die Hand. Aber Nathan erhob sich und fiel ihm scharf ins Wort: Schwören Sie nicht! Halten Sie Ihr Wort, damit ich das meine nicht zu halten brauche. In den nächsten Tagen ist die Scheidung. Wünschen Sie, daß Chane länger in meinem Hause bleibe, so habe ich für einige Wochen nichts dagegen. Aber noch einmal! Ist die Chane nicht in zwei Monaten Ihr Weib, so sind Sie ein todter Mann. Leben Sie wohl!

Dann ging er heim und sagte zu seinem Weibe: Wir werden morgen vor den Rabbi gehen und erklären, wir hätten eine unbesiegbare Abneigung gegen einander. Das ist der einzige Grund, auf welchen hin er uns gleich

Zeiten, das Alles gethan zu haben glaubte, wenn es sich und die Andern vergnügte. Wie modern und zugleich wie idealistisch er sich in dieser realistischen Manier zu bewegen weiß, zeigt die ergreifende Novelle „Der Redacteur“. Von der Kunst, das Ungewöhnliche und Außerordentliche vor unsern Augen als das Natürlichste von der Welt entstehen zu lassen, gibt eine glänzende Probe die Erzählung „Als Mädchen“. Die nämliche Kunst waltet in der von uns ausgehobenen Novelle, welche ein jenseits des Kanals beliebtes Romanthema in eigenartiger Weise behandelt. Der Schluß mag auf den ersten Blick befremden oder gar verletzen; bei näherem Zusehen wird man aber finden, daß diese harte realistische Wendung, welche eine schwere Schuld auf die schuldlose zweite Generation vererbt, die Größe des begangenen Frevels erschütternder zum Ausdruck bringt, als die blutigste Sühne es vermöchte. L.

Es war im Anfang der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts an einem funkelnden Sommermorgen, als der große Ocean-Steamer „Benjamin Franklin“ seine gewaltigen Radschaufeln zum Stillstande brachte vor New-Orleans und die schweren Anker niederließ in die kaffeegelbe, gurgelnde Flut, die den Vater der Ströme, den riesigen Missisippi, hier, zwanzig Meilen oberhalb seiner Mündung, charakterisirt.

Der Dampfer kam von den westindischen Inseln; Früchte des Südens, Bananen, die in großen, zitronengelben oder auch schon vor Ueberreife braunrothen, fast schwarzen Büscheln an einer Stelle des Verdecks bei köstlichen Ananasäpfeln, zum sofortigen Ausladen bereits gerüstet, hoch aufgestapelt lagen, bewiesen dies hinlänglich. Aber diese Früchte waren bestimmt, ungegessen hier zu verfaulen, oder in den Strom geschüttet zu werden. Denn, als nun die Verbindung mit dem Ufer hergestellt worden und mit sichtlich verstörten Mienen die Angestellten der Hafenpolizei an Bord kamen, verbreitete sich alsbald die schreckliche Nachricht, am Lande halte der Tod eine seiner ergiebigsten Ernten. Das gelbe

Fieber war — erst seit wenigen Tagen — in der so oft von diesem Würgengel heimgesuchten unglücklichen Stadt aufgetreten, und zwar schon in der ersten Woche mit unerhörter Heftigkeit. So kehrte sich diesmal das Verhältniß um, in das sonst die aus der Havanna oder aus Südamerika anlangenden Schiffe zu den Hafenstädten der Union treten. Man brauchte sich nicht nach dem Gesundheitszustande auf dem Schiffe zu erkundigen, man hatte die Passagiere keiner Quarantäne zu unterwerfen, damit sie nicht etwa den Keim der Ansteckung ans Land schleppen möchten. Sie durften, wenn sie Lust hatten, dem Tod in die Arme zu laufen, sich immerhin ausschiffen. Aber man warnte sie, dies zu thun; man zeigte ihnen die schwarze Flagge, die vom Dache des Zollamtes am Hafen wehte, ein trauriges Symbol der Landescalamität, und man rieth dem Kapitän, die Fahrt nach dem nördlichen Hafen ungesäumt fortzusetzen. Die Passagiere vernahmen diese Nachrichten mit schreckenbleichen Gesichtern, und die meisten unterdrückten ihre Sehnsucht, wieder festes Land unter die Füße zu bekommen, und sprachen dem Kapitän, der sich verdrießlich im Haare kratzte, eifrig zu, er möchte alsobald die unglückdrohende Stadt hinter sich lassen und die Fahrt nach Boston, dem Endziel der meisten Reisenden, ungesäumt antreten. Da er nun aber einmal mit dem vergifteten Lande in Berührung gekommen war und demgemäß unter allen Umständen in jenem nördlichen Hafen einer Maßregelung der Gesundheitspolizei sich unterwerfen mußte, schlug er den Mittelweg ein, am Abend des nächsten Tages die Anker lichten zu wollen; inzwischen konnten die Geschäfte, die ihn überhaupt bestimmt hatten, New-Orleans anzulaufen, erledigt und die Waaren ausgeladen werden, letzteres mit Ausnahme jener bereits erwähnten Früchte, die unter Aufsicht der Polizei dem Strom übergeben wurden mit einem gewissen blinden Eifer, der froh

zu sein schien, an einem faßbaren Objecte eine Art von Racheact ausüben zu können, da doch der wirkliche Gegner ein ungreifbares Schemen war.

Es gab natürlich unter den Reisenden einige, die trotz den schlimmen Nachrichten hier das Schiff verließen, da sie entweder in New-Orleans zu Hause oder durch ein wichtiges Geschäft gezwungen waren, selbst auf Gefahr ihres Lebens sich ans Land zu wagen. Wer aber einen derartig zwingenden Beweggrund nicht hatte, blieb auf dem Schiffe und vermied sogar das Verdeck; die meisten Passagiere setzten sich in den geräumigen Salon des bequem eingerichteten Dampfers und bestellten sich vom besten Bordeaux, den der Steward zu beschaffen im Stande war; denn man hielt das bedächtige langsame Schlürfen guten Rothweins für das einzige wirksame Schutzmittel gegen die schreckliche Fieberluft.

Nur ein junger Mann machte in dieser Beziehung eine Ausnahme. Er hatte am Lande durchaus nichts zu thun, da er überhaupt zu seinem Vergnügen reis'te. Gleichwohl war er einer der ersten, die das Schiff verließen. Kopfschüttelnd sah ihm der Kapitän nach, und die wenigen Damen, die an Bord waren, hätten viel darum gegeben, wenn sie „mütterlich“ oder je nach Umständen „schwesterlich“ den Leichtsinnigen hätten zurückhalten können, da es ihren Worten und mehr noch ihren Blicken nach nicht leicht um Jemand so Schade gewesen wäre, wie um diesen jungen Mann, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte.

Der Tollkühne, der nicht ahnte, wie sehr er ein Gegenstand sympathischer Sorge geworden, hieß Ulysses Staunton und war auf der Heimkehr begriffen von einer großen Reise, die man fast eine Weltumsegelung nennen durfte. Er hatte diese Reise unternommen nach dem Tode seines Vaters, eines reichen Bürgers von Boston, der in seinen jungen Jahren, als Boston noch waldreiches Hinterland besaß, durch

Holzhandel ungeheure Summen erworben und später durch Bankunternehmungen diese Kapitalien mittelst geschickter Speculation verdoppelt und verdreifacht hatte. Der Sohn hatte eine gute Erziehung genossen, aber keinen bestimmten Lebensberuf ergriffen, da er als einziger Erbe eines so großen Vermögens vorläufig das Dasein zu schön fand, um sich an irgend ein Geschäft zu binden. Ulysses Staunton war jedoch keineswegs in die Reihe jener verschwenderischen, nur dem Vergnügen fröhnenden Söhne zu stellen, die das Geld, das ein strebsamer Vater in einem arbeitsvollen Leben zusammengescharrt hat, in Saus und Braus durchbringen. Vielleicht hatte er von seiner verstorbenen Mutter, einer eingewanderten Deutschen, jene Anlage geerbt, die ihn leitete, das Lebensglück auf die feineren Regungen des Gefühls zu bauen, auf jene edlern Freuden, an denen die Seele innigen Antheil nimmt. Das Vergnügen, das bloß die Sinne befriedigt, war ihm zu roh. Ulysses Staunton war bei allem praktischen Scharfblick, den er als Sohn seines amerikanischen Vaters für die äußerlichen Angelegenheiten des Lebens besaß, im Grunde ein Gemüthsmensch, wie sie im Lande der Yankees immer seltener zu finden sind. Auch daß er an Poesie Gefallen fand, zeichnete ihn vor Tausenden seiner Mitbürger aus; freilich beschränkte er sein Wohlgefallen auf zwei Dichter, bewies aber in dieser Wahl auch wieder den besten Geschmack. Shakespeare war dem jungen Staunton die unerschöpfliche Quelle von Lebensweisheit und ein Zauberschrein, der für alle Dinge, die auf Erden geschehen können, die ewigen Typen zu enthalten schien; Lord Byron aber, Staunton's zweiter Lieblingsdichter war ihm wie ein voranschreitender Fackelträger auf der Lebensreise oder eher noch wie ein Freund, der ihm winkte und zuflüsterte: So geh durch die Welt! So stolz, so muthig, so ungebunden, so voll Vertrauen zu **dir** selbst und deinen Gesetzen nur

unterthan. Doch fügte Staunton für sich hinzu: Etwas weniger mißvergnügt als der tolle Lord.

Dieser innerlich gut beschaffene, immerhin von einer gefährlichen Selbstgefälligkeit leider nicht freie Mensch war in seinem Aeußern eine der gewinnendsten Erscheinungen, die man sich vorstellen mag. Groß gewachsen, schlank und dabei breit genug über die Brust, um den Eindruck der Kraft zu machen, schritt er hochgehobenen Hauptes durchs Leben, wie Einer, dem die stolze Devise: Cedo nulli (ich weiche Keinem) an der Stirn geschrieben stünde. Seine blitzenden blauen Augen, auch ein Erbteil der germanischen Mutter, die dunkel gelockten Haare, die breite weiße Stirn, seine jetzt von der Sonne der Tropen und vom fortwährenden Aufenthalt in der frischen Luft gebräunten Wangen und unter dem schwarzen Schnurrbart ein Mund, dem ein liebenswürdiges Lächeln eine wunderbare Gewalt verlieh, — das waren Ausstattungsstücke männlicher Schönheit, die ihrem Eigenthümer schon manchen heimlichen Blick aus schönen Augen, auch manche keineswegs verstohlene zärtliche Aufmunterung eingetragen hatte.

Der junge Mann blieb, nachdem er die Landungsbrücke überschritten hatte, einen Augenblick auf dem aus schweren Balken und Dielen gezimmerten Parkett stehen, das als ein ungeheures, wohl fünfzig Schritt breites, fest verankertes Floß die Verbindung zwischen den Schiffen und dem weiten ungepflasterten Platze vermittelte, auf den heutzutage über hundertundfünfzig Straßen der Stadt ausmünden. Damals waren es ihrer nicht so viele; aber die breite schöne Canal-Street war schon damals die Lebensader der Stadt. Ulysses Staunton zögerte daher nicht lange, seinen absichtslosen Spaziergang in diese palastreiche Straße zu richten; elastischen Schrittes, den leichten Palmstock mehr zum Spiel als zur Stütze gebrauchend, eilte er über das dröhnende Holz-

gerüste weg, und bald verschwand den vom Schiffe aus ihm Nachblickenden der kurze schwarze Sammetrock des jungen Mannes und der weiße Panamahut, den Staunton persönlich dort eingekauft hatte, wo diese Hüte Landesproducte sind.

Pah, murmelte er im Gehen vor sich hin, pah! diesen yellow Jack, wie sie das gelbe Gespenst nennen, den sollte ein Bursche meinesgleichen fürchten, der in den Sumpfwildnissen des Orinoco vierzehn Tage lang gejagt hat, ohne eine einzige Chininpille zu verschlucken? Und dort ist er zu Hause; ich habe ihm meine Visitenkarte so zu sagen persönlich abgegeben. Hier macht er nur einen übel aufgenommenen Besuch.

Man denkt so, wenn man jung ist und das Gefühl in sich trägt, als hätte man nicht über ein Leben, nein! über hundert zu verfügen. Es ist ja nicht möglich, daß die Welt, die scheinbar nur auf uns gewartet hat, damit ein recht fröhliches Lebensspiel beginne, uns wegescamotirt werde auf so heimtückische Weise. Wenn Tausend fallen zu deiner Rechten und Hunderttausend zu deiner Linken, so wird es doch dich nicht treffen. Diese Psalmworte sind der rechte Ausdruck des Jugendmuthes, der sich unüberwindlich vorkommt.

Aber etwas stutzig wurde Staunton doch, als er in den Straßen über dem Häusergewirr die schwarzen Rauchwolken gewahrte, die aus Tag und Nacht brennenden ungeheuren Theerfässern zum Himmel emporqualmten; ihr Luftzug sollte die Miasmen hinaufnehmen, that jedoch seine Schuldigkeit nicht. Dem jungen Manne begegneten Schaaren von Leuten, die eben dorthin eilten, von woher er kam; sie hatten ihr Geld zusammengerafft und gedachten zu verreisen, sei es mit einem Stromdampfer aufwärts ins Innere des Landes, sei es über Meer, gleichgültig wohin, nur fort! Ulysses Staunton sah sich die eilenden Leute, die blassen Gesichter, die verstörten Mienen an; dann langte er bedächtig aus seinem Rock eine ungewöhnlich große, fast schwarze Havanna-Zigarre hervor und brachte dieselbe in Brand. Es kann doch nicht schaden, sich vorzusehen, murmelte er. Jeder Schritt weiter überzeugte ihn bald, daß er allerdings unter diesen Verhältnissen von der Stadt nicht viel Genuß haben werde. Die meisten Magazine waren geschlossen, fast nur die Apotheken standen offen; vor vielen Häusern brannten Lämpchen, ein Zeichen, daß der Tod hier eingekehrt. Oft waren deren mehrere in einem Hause, und aus den Fenstern hingen schwarze Tücher, jammervolles Schreien drang aus dem Innern solcher Wohnungen auf die Straße. Der junge Mann warf bei diesen Tönen die eben erst angesteckte Zigarre weg und sah sich um, wie Einer, der ein Schwert oder eine andere Waffe sucht, mit der er auf den Feind eindringen, dem erbarmungslosen Mörder armer Hilfloser zu Leibe gehen könnte. Denn neben dem Leichtsinn ist gutartigen jungen Leuten bei jedem Unheil, das sie sehen, die Regung eigenthümlich, sie möchten Hand anlegen, um zu helfen, und es ist natürlich, daß der physisch Starke die Faust ballt und die Muskeln des Armes unwillkürlich spannt. Aber der Mörder, der mit so entsetzlicher Schnelligkeit dem blühendsten Leben ein Ende zu bereiten wußte, war ein unfaßbares Schemen, ein Schatten, der die sonnenbeschienenen weißen Häuserreihen entlang glitt und seine Wehethat ungehindert ausübte, an wem er wollte.

Bald begegnete Staunton einigen Sargträgern. In dieser drangvollen Zeit, wo so Viele nur auf Rettung ihres Lebens bedacht waren, gab es doch edle opferwillige Männer, die sich der schrecklichen Arbeit unterzogen, die Todten hinauszutragen aufs Leichenfeld; sie brauchten nicht alle in den Häusern zu holen, auch auf den öffentlichen Plätzen, in den Markthallen erblickte man Personen, die plötzlich erkrankt

Nein, nein! versicherte der Wirth, ich sah ihn noch diesen Nachmittag, wie er von der Redaction der „Opinion“ kam, einer tapfern Zeitung, beiläufig bemerkt, die alle Tage erscheint, wenn auch in stark reducirtem Format, da von den vier Redactoren nur noch einer auf dem Posten ist und von den Setzern und sonstigen Angestellten kaum ein Fünftel bei der Arbeit ausgehalten hat.

Gut, sagte der junge Amerikaner. An diesen Mann werde ich mich morgen wenden. Und nun weisen Sie mir ein Zimmer. Noch Eins nicht zu vergessen! Sie haben doch eine Equipage des Hotels?

Ja . . . aber . . .

Ich weiß, was Sie sagen wollen, ergänzte Staunton die stockende Rede des Wirthes. Ihre Leute fehlen, Kutscher, Stallbediente und so weiter. Wohlan! engagieren Sie, ohne das Geld zu sparen, ein paar anständige Burschen, die Sie wohl morgen in der frühesten Frühe, wenn nicht noch in dieser Nacht werden auftreiben können. Ich muß nicht später als um acht Uhr Morgens einen zweispännigen Wagen zur Disposition vorfinden; denn ich kann die Geschäfte, die morgen meiner warten, in kurzer Zeit nicht zu Fuße abthun.

Der Wirth versprach, sein Bestes zu thun und begleitete Staunton in ein luftiges, hohes Gemach, das so kühl war, als man's in dieser heißen Zeit unterm dreißigsten Breitegrad erwarten konnte.

Lange noch hörte der Wirth seinen Gast mit starken Schritten auf- und abgehen, während er selbst den Koch nach Leuten aussandte, die morgen die Equipage zurechtmachen und als Kutscher und Diener functioniren konnten. Endlich wurde es still im obern Zimmer, und auch der Wirth legte sich zur Ruhe, nachdem Alles für den andern Tag war angeordnet worden.

* * *

Es wird oft behauptet, daß die Dinge, wenn wir sie am Morgen ins Auge fassen, ein ganz anderes Gesicht haben, als sie uns am Abend vor dem Schlafengehen zeigten und daß schon mancher Nachts vor dem Einschlafen gefaßte Entschluß vor den hellen Strahlen der Morgensonne sich als ein dünnes, unhaltbares Gespinnst erwiesen habe. Das mag so sein im Allgemeinen. Bei Ulysses Staunton traf es diesmal nicht zu. Dieser junge Mann hatte einen zu starken Willen, als daß er nach dem Erwachen anders hätte fühlen und denken können, als am vorigen Abende. Wohlgemerkt! wir wünschen nicht, daß man den starken Willen, den wir als eine Eigenschaft Staunton's hervorheben, als eine Charaktereigenschaft dieses jungen Mannes ansehe; wir wollen hiermit nur eine Anlage seines Naturells bezeichnen. Der starke Wille, der eine Charaktereigenschaft geworden, zeigt sich eben so groß und mächtig im Entsagen wie im Begehren; er gleicht, wenn wir ein amerikanisches Gleichniß hier brauchen dürfen, einer Lokomotive, die eben so gut rückwärts wie vorwärts fährt, während der im Temperament liegende starke Wille nur im Impuls des Verlangens, des Anstrebens seine Kraft zeigt und eher einem Renner zu vergleichen wäre, den man zwar leicht vorwärts bringt, aber nur mühsam und unter stetem Aufbäumen zum Rückwärtshufen nöthigt. Ulysses Staunton hatte jenen Erobererwillen in sich, der dem Yankeethum eigenthümlich ist, einen Willen, der nicht rastet, bis sein Ziel erreicht ist. Es soll mir nichts entgehen, das mir ansteht, ist die Devise dieses Willens; aber es kann sich hinter dieser im Verlangen, im Gewinnen so erfolgreich thätigen Kraft unter Umständen selbst ein schwächlicher Charakter verbergen, ein Wille, der sich selbst Nichts zu verweigern im Stande ist.

Heute freilich traten nur die brillantesten Eigenschaften dieses ungebrochenen Willens des liebenswürdigen jungen

da ergab sich mir kaum jemals Anlaß, von den abwesenden Gliedern meiner Familie mit Ihnen zu sprechen. Sie wissen nicht, daß mir am Rhein eine Halbschwester lebt, die Tochter meines Vaters, weit älter als ich, eine warme Seele, eine vornehme Natur. Ihr schönes Mädchenbild leuchtet aus den Tagen meiner Kindheit herüber, deren Abgott sie war, bis sie uns verließ. Als mein liebes Mütterchen die Augen schloß, wollte Anna mich sogleich zu sich holen, auch mein Schwager bot mir das wärmste Willkommen. Ich aber erbat mir, noch ein kurzes Weilchen hier in der Stille trauern zu dürfen, bis die Erinnerung reifer geworden und sich nicht mehr so eigensinnig an äußere Zeichen klammert. Bald ziehe ich dorthin, wo ich gern empfangen und nicht überflüssig bin. Im kinderreichen Hause, im Leben und Weben eines großen Anwesens giebt es für mich freundliche Aufgaben genug, zunächst und künftig.

Sie hielt einen Augenblick inne, legte die zarten Hände im Schooße übereinander und sann. Dort besuchen Sie mich vielleicht einmal — nach Jahren, sagte sie lächelnd und blickte mit den großen Augen hell zu Hermann auf. Schon heute kann ich Ihnen sagen, wie Sie es finden werden. Vom grünumrankten Erkerstübchen, wo ich vordem zu Gast gewesen und das mir wieder bestimmt ist, blickt man weit hinaus auf den Rhein, auf Berg und Thal. Dort sitze ich in der Fensternische, an dem alten, trautgewöhnten Nähtisch. Ueber dem Sopha hängt der lieben Mutter Bild, mit dem Kranz von Erika umgeben, welche auf jenen Höhen so üppig wuchert wie hier und mich an unsere Waldberge, an Sie mahnen soll, der mir so manche Haideblüthe gepflückt. Ein Blondköpfchen sitzt dann wohl neben mir auf niederem Schemel, buchstabirt aus seinem Bilderbuche die Lection, und wenn es sich müde studirt hat, kommt es zum Arbeitskörbchen, um das Stück Naschwerk zu finden, das den Fleiß

belohnt — dabei zerknittert es mir das Briefblatt, welches dort gelegen, inmitten aller Siebensachen, und die Gedanken wandern bei dem Knistern aus freundlicher Nähe in freundliche Ferne. Das Blättchen hat Nachricht gebracht von einem lieben Freunde — denn, nicht wahr, Sie lassen zuweilen von sich hören, und Gutes? Sie erhob sich, legte ihre Hand auf Hermann's Arm und sagte warm: Versprechen Sie mir, daß Sie Ihr Herz nicht eigensinnig sein lassen wollen! Der Mann ist sich in jedem Sinne dem Leben schuldig; ich wünsche, hoffe von ganzer Seele, daß Ihnen schöne Häuslichkeit aufblühen möge früher oder später. Bedarf ich je des Beistandes eines Freundes, dann rufe ich Sie, denn ich habe Sie lieb, und — vergessen werden wir uns nicht.

Er beugte sich sprachlos über ihre Hand und drückte seine feuchten Augen dagegen. Gott segne Sie! Kein weiteres Wort kam über seine Lippen. Noch ein letzter Blick und dann — geschieden!

Als sich die Thüre hinter ihm schloß und die theuerste Gestalt seinem Auge barg, wohl für immer, da barg er selbst sie an jener Stätte, wo Jeder seine überwundenen Schmerzen und seine lieben Todten hegt.

Paula saß mit leicht in einander gefalteten Händen und sann lange, lange. Dann beugte sie sich über ihren Arbeitstisch, nahm aus dessen innerstem Gefach ein flaches Kästchen und öffnete es.

Neben einer langen Locke der Mutter lag darin die schwarze Kugel.

Sie neigte sich und drückte voll Inbrunst ihre Lippen darauf.

Onkel Jan! Du gehst doch nicht fort, obwohl Mutter Antje dich bittet zu bleiben? Oh, Mutter Antje, so sprich doch zu ihm, so sage ihm doch, wie sehr du es wünschest!

Frau Antje, sagte Jan ganz leise und trat näher zu ihr, gebt Euch keine Mühe. Ich glaube doch nicht, daß Euch mein Bleiben wirklich lieb sei, so gehe ich wieder; gehabt Euch wohl.

Sie schwieg. Nur in ihren großen Augen lag etwas, wie eine schmerzliche Klage. Antje, leb wohl, fuhr er traurig fort, ich muß dich lassen. Ich kann nicht gleichgültig an deiner Seite als Fremder bleiben; ich will nicht sehen, wie ein vornehmer Herr dein Gatte wird; darum gehe ich wieder hinaus in die Ferne. Sieh mich nicht so bittend an! Wie darf ich bleiben, wenn du mich nicht liebst? Und daß du mich liebst, vermag ich nicht zu glauben, du bittest ja nur, weil das Kind es so will.

Da streckte Frau Antje ihm die Hand entgegen und sagte leise das eine Wort nur: Bleib!

Antje? — Sie nickte, sie konnte nicht sprechen.

Antje, er rief es froh erschrocken, Antje! — Und als er zum dritten Male den Namen, fragend, bittend, jubelnd aussprach, muß er wohl gesehen haben, daß Alles erfüllt sei, was er begehrte, denn er umschlang sie mit seinen Armen und preßte sie an sich und küßte sie auf Stirn und Augen, auf das blonde Haar, das ihr seidenweich unter dem Spitzenhäubchen hervorsah, und auf die lieben, willigen Lippen.

So fuhr das Schiff am Buitensingel vorbei in die Stadt, und als an der breiten Gracht der Schecke ausgespannt wurde, standen vor dem Hause Rochussen alle Freunde erwartend bereit, das Fräule mit ihrem Vater, dem würdigen Rathsherrn Borselen, Jonkheer Houten und Mynheer Mes-

dag, der alte Medicus, Nachbarn und Mägde, ja sogar der Rathsdiener Gerke.

Frau Antje ging stolz emporgerichteten Hauptes durch die Menge; auf ihren Zügen lag ein sieghaftes Lächeln, und als sie zu dem Fräule kam, sagte sie nur: Base Dorte, du sprachst die Wahrheit, klug wie immer. Die Liebe rächt sich an Dem, der sie verschmäht, doch mit edler Rache. Ich bin Jan Bles' verlobte Braut, ich weiß erst jetzt, was rechte Liebe, und erst jetzt auch, was Glück ist!

Das ist die Geschichte von Frau Antje, wie man sie noch an der Gracht erzählt, und das Haus Rochussen, das die schöne Frau an ihrem Hochzeitstage zum Waisenhaus stiftete, damit durch ihr Glück Niemand Einbuße leide, steht dort heute so wohlgefügt und so stattlich, wie vor hundert Jahren, als sie der ganzen Stadt darin Trotz bot.

traut? Du brichst die Ehe an deinem Hochzeitstage. O du Arme, mein armes, junges Weib! Den Kuß sollte ich dir geben, den sie mir beim Abschiede gab! Ach, sollte ich auch dich vergiften, die Krankheit meines Wahnsinns auf deine Lippen hauchen? O Gott, was hab' ich gethan! Lebe du, lebe; ich kann nicht leben. Bei Elisen weilt' ich in Gedanken, und es schrie in mir: Freie Liebe, freie Ehe! und diese Freiheit ist nur im Tode. Wie soll ich die doppelten Bande zerreißen! Ach, sie liegen auf mir mit Centnerlast. Mein Leben ward vergiftet; ich zündete ein kleines Feuer an und kann es nicht mehr löschen; die Flammen fahren verwüstend auf, ach, und sie brennen, und kein Strom von Wasserfluten kann sie stillen.

O — der Scham, der unendlichen Scham! der blutigen Eifersucht auf ihn! Warum faßte sie mich erst an meinem Hochzeitstag! Ach, der furchtbare, eherne Ernst der Ehe trat schwertgerüstet vor mich hin, und seinen Anblick konnte ich nicht mehr tragen. Gefrevelt habe ich, und keine Sühne kann diesen Frevel vertilgen.

O Elise! Wie eine Furie fand ich dich, die Brandfackel in der Hand. Verderben hast du gesät, um dein eigenes Glück zu ernten. So grausam ist das Leben, so grausam das Weib. So ernst ist die Sitte der Menschen und die grausame Ehrlichkeit der schaffenden Natur.

Ich muß enden, denn ich werde sehr müde ..."

Wir haben diesen Zeilen nur noch hinzuzufügen, daß der Unglückliche sie mit seinem vollen Namen unterzeichnet hatte. So erfuhren wir, daß man ihn eingeschlafen auf seinem Sessel lehnend im verschlossenen Zimmer gefunden hat. Eine selbstmörderische Blutvergiftung war die Ursache seines Todes.

D Stadtsompfer.

Von Richard Weitbrecht.

Gschichta-n aus-em Schwôbaland von Karl und Richard Weitbrecht.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Stuttgart. W. Kohlhammer 1883.

Und nun kommt, sagte er — ihr habt euch noch nicht. Sor Nicolante wird angerichtet haben. Denn der Weg in die Freiheit führt zunächst durch ein gründliches Mittagessen. Und dann begleite ich euch bis ans Gitter des Käfichs.

Als mit Dunkelwerden die wenigen Neugierigen, die es in Sermoneta geben konnte, unter ihren Thüren verschwunden waren, stieg man drunten vor dem Städtchen zu Pferde.

Und Sor Nicolante behielt Recht: in den Sümpfen regierte nicht Seine Heiligkeit, sondern die Malaria, — auch wenn sie, wie jetzt, kaum zu fürchten war, — der Brigantaggio lohnte sich nicht über Winter, und so weit auch die Stille der Nacht den flüchtigen Hufschlag hinaustrug, er rief Niemand herbei, der die kleine Truppe verhindert hätte, mit Vorsicht und Muße Terracina und die nahe Grenze zu erreichen.

Drüben, hoch über dem Fondi-See und den phantastischen Bergen von Itri lagerten zwei schmale krause Wolkenstreifen, — wie rothköpfige, rosige Puttenchöre, die den jungen Tag aus der Höhe bereits erblicken und begrüßen, — als Stella, mit lautem Freudenschrei, ihren Gaul antreibend, ins Neapolitanische hinübersprengte. Sie winkte grüßend mit der Rechten zurück: aber ihre Augen glänzten unentwegt den großen Galoppsätzen voraus, mit denen sie, der neuen Sonne entgegen, hinaus in die Freiheit ritt.

Dann war auch Hans, der die Männer zum Abschied umarmt hatte, an ihrer Seite. Und von drüben klang der alte ehrliche Hochzeitsgruß ihnen nach: — Salute e figli maschi!

* * *

Es ward Sommer und Winter und wieder Frühling, ein hastiger lebenquellender Frühling, aber die Sonne Neapels schien weiter auf die Zwei, ohne daß ein Segen in Manucci's Sinne ihnen erblüht wäre, um diesem Glückstraum eine minder weltvergessene dauerhafte Gestalt zu geben.

Nach stürmischen Wochen war ein lautloser Abend hinter den Gartenhäusern des Posilipp verglommen.

Schlank, — wie ein Bild aus farbiger Bronze mit leuchtenden Edelsteinaugen, hätte Manucci gesagt, — lehnte Stella an einem Pfeiler ihrer Pergola und blickte über den sich entfärbenden Golf nach dem Vesuv hinüber.

Ihre Hände hingen in gürtelhohen Levkojen, die Reben blühten zu ihr herab, von allen Seiten quoll junges Leben auf sie ein; auch sie hatte in dem gewaltigen Sprossen und Blühen geglaubt, daß die Madonna sie gesegnet habe und der jungen Mutter durch neue Pflichten von den alten helfen wolle. Und nun wußte sie, daß es Täuschung gewesen war. Das Blut, das Blut allein behielt Recht. Es verlangte anderes als weiche Mutterpflichten. Sie hatte vergessen können und wollte weiter vergessen; aber immer tauchte es wieder auf, zwang es sie, auf ihr Blut zu hören. Sie war wie der Berg drüben, wie das Meer . . .

Zu ihren Füßen lag es, still und freundlich, und war doch die gefräßige Bestie, die hier gestern noch das Land verödete und weit hinein auf die Reben und Artischocken ihr brennendes Salzgift spie. Grau und schillernd, wie der Hay, lag das Meer da, und selbst im Schlaf fuhr es von Zeit zu Zeit auf dem Kieselstrand zischend in die Höhe, schnappte nach ihren Füßen und zog sich knurrend wieder zurück.

der fast zu einem unsichtbaren Streifen feinrasirten Augenbrauen; im Gegentheil, dieser Maler schien es schön zu finden, seine überaus starken, buschigen Augenbrauen gerade so zu lassen, wie die Natur sie geschaffen. So saß er, in der einen Hand die Palette, in der andern den Pinsel, mehrere andere feine Pinsel im Munde, auf dem Boden, neben sich die Farbentöpfchen, und vollendete spielend Fächer auf Fächer, gedankenvoll auf das Lärmen der Menge draußen lauschend.

Da man trotz aller Bemühungen den Maler nicht entdecken konnte, suchte man sein Modell zu finden. Man rieth auf alle möglichen bekannten Schönheiten der Stadt, ließ im Gedächtniß alle vornehmen Frauenerscheinungen des ganzen Reiches im Geiste vorbei passiren, einige Wochen hindurch war jede japanesische Schönheit einem tausendfältigen Kreuzfeuer prüfender Blicke ausgesetzt — das Modell aber wollte sich ebensowenig finden lassen, als der Maler. In der rosigen Gesichtsfarbe und den hellen, sinnigen Augen, in der tiefen Schwärze des Haares, bei einer so wunderbar klaren und reinen Stirn, kam keine japanesische Schönheit dem Porträt auf dem Fächer gleich, und daß dies ein Porträt sein müsse, daran zweifelte Niemand, denn das Bild war zu sehr bis in die geringsten Einzelheiten individuell und seltsamerweise auch zugleich bekannt.

Alles dies Räthselhafte steigerte natürlich noch die Begierde, den neuen Fächer besitzen zu wollen, und der fleißige Maler Min-to Tokiija ward in kaum drei Monaten ein reicher Mann.

Der Maler hütete sich jedoch auffallend sorgsam, seinen zuströmenden Reichthum zu zeigen. Dieser Fächermaler war ein schweigsamer, in sich gekehrter Mann, der viel las und dachte und bedeutend weniger gesellig als seine Landsleute war. Seine erworbenen Schätze gab er sonderbarerweise auch keinem der einheimischen Kaufleute auf Zins oder in

Depot, sondern er brachte sie heimlich zu der Factorei der Niederländer, die von der Stadt durch Wasser geschieden und nur durch eine schmale Brücke, an welcher Verbottafeln die Japanesen vor dem Betreten dieses Fremdeneilandes warnten, mit Nagasaki verbunden auf der Insel Desima lag. Allwöchentlich führte Tokiija seinen Erwerb in Form kostbarer Ballen Kreppseide spät Abends zu den Fremden und trug dann hiebei die Kleidung der niedersten Schiffsknechte der Compagnie. Mit dieser heimlichen Expedition verband jedoch der Maler noch ein anderes, bedenklicheres Abenteuer. Bis kurz vor Sonnenaufgang blieb er nämlich auf der Factorei, und dann ging er verstohlen weit außerhalb der Stadt nach den Dünen hinaus, wo das einsame Quartier der Jetas lag.

Hier wohnten in einigen Reihen kleiner Häuser die Parias Japans, die Abdecker, Gerber, Lederarbeiter und Scharfrichter. Während nun die Männer sich mit diesen Gewerben beschäftigen, sind die Mädchen und Frauen Onadaious, das heißt öffentliche Bettlerinnen. Ihre Erscheinung entspricht jedoch keineswegs dieser Bezeichnung, im Gegentheil, diese Onadaious sind äußerst sauber, zierlich und geschmackvoll gekleidet und verdienen sich ihren Lebensunterhalt mit Singen und Musiciren auf den Gassen und vor den Häusern. Abgesehen davon, daß die Kaste der Jetas als die tugendhaftesten und sittenstrengsten Wesen in Japan allgemein bekannt sind, zeichnen sie sich auch vor allen übrigen japanesischen Frauen durch hervorragende Schönheit aus. Ihre Gesichtszüge sind feiner, ihre Hautfarbe heller, klarer, rosiger, ihre Augen meist wunderbar tief und schön und ihr Benehmen voll lieblicher Grazie, Feinheit und natürlichen Adels. Trotzdem sind die Menschen dieser Kaste bei den Japanesen so verachtet und verabscheut, daß schon eine zufällige Berührung mit ihnen, etwa ein Anstreifen auf der

bin ich fest entschlossen mit dir zu gehen. Wir sind jetzt reich genug, dort leben zu können.

Ach, es ist doch schön, in seinem Vaterlande zu bleiben, erwiderte das Mädchen. Ich war bisher hier so glücklich.

Und bist du es jetzt nicht mehr? fragte der Fächermaler.

Ich bin es jetzt in anderer Art, tiefer glücklich, aber auch mit tiefen Schmerzen, und dies deinetwegen — denn ich bin einmal verabscheut!

In den Augen der Thoren hier, Kitauri — dort drüben, wo die Sonne aufgeht, wirst du glücklich werden ohne diesen Stachel in deinem Herzen.

Kann eine Jeta, die Jemand außerhalb ihrer Kaste lieben, ach so süß lieben gelehrt hat, dies je werden —? fragte Kitauri. Nicht du kannst mich je zu deinem Range erheben, sondern du sinkst durch die Verbindung mit mir zu uns herab und wirst gleichfalls ein Verabscheuter.

Dies gilt nur für dieses Thorenland, entgegnete der Fächermaler düster. Dort drüben glaubte man uns kaum, wenn wir von den Jetas erzählten — dort weiß man gar nichts von Menschen gleich den Jetas.

Ist das auch wahr? warf Kitauri besorgt ein. Die Fremden berichten nicht immer die Wahrheit . . . an mir ist nichts gelegen — aber wenn du dann in der Ferne auch ausgestoßen wärest . . . in der Fremde und ausgestoßen . . . das wäre schrecklich! Ach, ich fürchte mich vor diesen großen, häßlichen Menschen, die Alles mit Feuer bereiten und mit Maschinen, die stöhnen, seufzen und kreischen wie böse Geister; in ihrem Lande soll man ja mit Feuerwagen windschnell über die Länder und Flüsse fahren, und Nachts sollen sie die Luft in ihren Städten anzuzünden verstehen, so daß es taghell wird. Sie sind ja fast wie böse Geister.

Es sind kluge Männer, Kitauri, und sie benutzen nur die Kräfte der Natur. Ich verstehe, was sie sprechen und

fange an, in ihren Büchern zu lesen! Es herrscht bei ihnen eine wunderbar große Vernunft. Bei ihnen liegt unser Glück. Aber wenn du dich fürchtest, in das ferne Land zu gehen — glaubst du, ich würde nur einen Augenblick zögern, zu euch zu ziehen und Einer der Euren zu werden? Ich trotze diesem verblendeten Volk und lache ihrer Verachtung wie ihres Lobes. Wir brauchen uns nicht an sie zu kehren, was sie denken und meinen; wir können uns Häuser bauen und Gärten anlegen jenseits der Dünen, schöner als die auf den Inseln, und dies ganze große, schreiende Volk kann nicht machen, daß die Sonne weniger freundlich auf uns herniederscheint und uns das Kräutlein in unserem Garten nicht gedeiht.

Du ein Jetoris! — rief Kitauri entschieden. Nie würde ich dies leiden. Es wäre dein Tod. Weißt du noch, wie der Sohn des Nipponbrückenbaumeisters zu den Jetas zog, auch eines Mädchens wegen, und nach einem Jahr schon hinsiechte an dem Unglück, ein Jetoris zu sein? Eher würde ich mir den Tod geben, ehe ich litte, daß du ein Ausgestoßener gleich uns würdest.

Des Baumeisters Sohn war schwach an Geist wie alle Anderen hier, murmelte Tokiija verächtlich. Ich verachtete gerade dieses Unglück — und mit zusammengezogenen Brauen und nachsinnend gefurchter Stirn sah er über das Meer hinaus, wo jetzt die Sonne als eine riesige blitzende Scheibe rein und klar an dem lichtdurchströmten hellgrünbläulichen Himmel emporstieg. Er schaute lange den leuchtenden Ball an, seine Augen hefteten sich an die eigenthümlich isolirt in das Licht ragenden, dunklen, breitastigen japanesischen Fichten auf den Inseln, die in ihrem Schwarzgrün einen seltsamen Gegensatz zu dem goldenen Hintergrund bildeten.

Daß wir ihnen weichen müssen! rief er plötzlich unmuthig aufspringend, und seine Augen blitzten trotzig. Aber

deinetwegen werde ich gehen. — Stelle Alles zusammen, was dir als Erinnerung an die Heimat lieb und werth ist — die Nachricht von unserer Abreise kann ganz plötzlich kommen — und mache dich zu der großen Fahrt bereit.

Kitauri sah gedankenvoll auf den Mann neben ihr, der aus Liebe zu ihr so etwas Gewaltiges unternehmen wollte. — Sie schien noch viel auf dem Herzen zu haben. Das Meer hatte sich jetzt aber mit Gondeln und Frachtschiffen mancherlei Art belebt; zum Strande wanderten Schiffer und Fischer — die Zollwacht mit ihren spitzen Hüten und Lilaröcken ließ sich schon in der Ferne patrouillirend sehen. — Dies veranlaßte die Liebenden, sich zu trennen.

Am dritten Tage des dritten Monates des Jahres wird in Japan das Pfirsichblütenfest, Onago no Leki, das zweitgrößte Fest des Jahres gefeiert. Es ist ein Frauenfest und hat den Zweck, die heiratsfähigen Töchter auf heitere Weise mit all Dem bekannt zu machen, was zur Errichtung einer neuen Haushaltung gehört. Der erste Theil des Festes besteht nun darin, daß in dem Staatszimmer jedes Hauses, das solcher Töchter sich erfreut, ein großer Tisch aufgestellt wird, mit kostbaren Seidenstoffen in den blendendsten Farben behangen — und auf diesem Tisch ist zum Ersten im Kleinen ein Modell der Haushaltung des geistlichen Kaisers aufgebaut mit allen seinen Personen, deren typische Kleidung bis in die geringsten Einzelheiten der Natur nachgebildet, deren Gesichtsausdruck außerordentlich lebendig ist, und diesem zur Seite steht das Modell eines vollständig eingerichteten Bürgerhauses mit Küche, Waschraum, Schlaf-, Wohn-, Luxus-, Kinder- und Dienerschaftszimmern, mit Allem versehen, was zu ihrer Ausstattung gehört. Die heiratsfähigen Töchter jeder Familie werden nun in festlicher Kleidung von den

Eltern unter Scherzen um diesen Tisch herumgeführt und ihnen, meist in witzigen Versen, alle diese für ihre Zukunft so bedeutungsvollen Dinge erklärt. — Der zweite Theil dieses frohen Tages ist eine wahre Besuchsvölkerwanderung aller Bekannten zu allen Bekannten mit ihren Kindern, um diese Tische sich anzusehen und Scherze auszutauschen; das anmuthige Fest beschließt ein ländliches Picknick am Bache in dem Wäldchen außerhalb der Stadt, wo die Familien sich an den grünen Ufern lagern, Thee und Sâkke (Reisbranntwein) trinken, plaudern, rauchen und im Wettstreit Verse machen. Momo no Lits heißt dieser ursprünglich ein specielles Fest für sich bildende Theil.

Natürlich hat dieses Fest auch noch einen „kleinen" Nebenzweck, wenn auch liebenswürdig verschleiert — dieser besteht darin — tout comme chez nous — die jungen Männer und jungen Mädchen der befreundeten und bekannten Familien heiter und zwanglos zu vereinen, und daß das Onago no Leki seine auf diesen gebauten Hoffnungen erfüllt, beweisen die gewaltige Menge von Verlobungen und Hochzeiten kurz nach dem Feste.

An diesem Tage wimmelte es nun zwischen den seltsam verschnörkelten, leichten, bunt beklebten Häuserreihen Nagasaki's von einer Unzahl sehr geputzter Frauen und Mädchen und herrschte ein außergewöhnlich erregtes Festleben. Das Fest fand gerade drei Tage nach der letzten Begegnung Min-to's mit Kitauri statt. Durch die Straßen ergoß sich der plaudernde, scherzende, bunte Menschenstrom, und dies Festtagsgewühl warf auch seine schimmernden Wogen bis an das versteckte Arbeitszimmer unseres Fächermalers.

Min-to bewohnte mit seiner Mutter ein kleines, hübsches Haus inmitten der Aprikosenbaumstraße. Sein Vater war schon lange gestorben. Die Wittwe Tokiija hatte aber noch drei Töchter, die jetzt erwachsen, und deshalb war das

Der Hof war, nach Berliner Sitte, glatt wie ein Tanzboden abgefegt. In einer Ecke stand der Müllkasten. Dieser bildete in der viereckigen Einförmigkeit die einzige Unterbrechung. Die in gelben Steinen aufgeführten Mauern, durch die Zeit geschwärzt, sahen mich kalt und unfreundlich an. Ich stieg empor.

Wer ist da? fragte eine mißtrauische und heisere Frauenstimme, als ich, vier Treppen hoch, klingelte. Ich nannte meinen Namen und die Veranlassung meines Besuches.

Wer? rief eine zweite Stimme aus der Stube heraus. Mein Mann ist nicht zu Hause! Wollen Sie nicht näher treten?

Ich durchschritt einen engen, schmutzigen Corridor; ein dumpfer Stubengeruch schlug mir entgegen, und meine Pförtnerin rückte einen mit der Schürze vorher abgewischten Stuhl in die Mitte des ärmlichen Gemaches.

Sie war auffallend schön, denn sie hatte einen milchweißen Teint, über den sich eine leichte Röthe ergoß, als ich sie anblickte, und ihr gleichsam sprühendes, wahrhaft goldiges Haar umrahmte, wie ein künstlicher Schmuck, das kluge, energische Antlitz mit den dunklen, forschenden Augen. Sie setzte sich ans Fenster, stützte die Hand an das Haupt und hörte aufmerksam zu, während ich mit der Mutter sprach.

Diese saß vor einem sorgfältig aufgemachten, aber mit einem unsauberen weißen Laken bedeckten Bette auf einem Stuhl und flickte an einer Knabenhose.

Alles, was ich erblickte, war ordentlich, wenn auch ärmlich. Neben dem Ofen war eine kurze Leine ausgespannt, an welcher Wäsche hing. Auf der Commode zwischen den beiden Fenstern standen einige schlecht erhaltene Kleinigkeiten: eine alte schadhafte, buntbemalte Tasse, ein Nußknackermännchen, dem die Zunge ausgebrochen war, und ein Hund aus Porzellan, dem die eine Hälfte des Kopfes

fehlte, in der Mitte aber ein Tabakskasten, aus dem die starkbenagte Spitze und die Quasten einer kurzen Pfeife hervorguckten. Unmittelbar an dem Kopfende des Bettes stand eine Wiege, in der ein blasser Säugling schlief. Er hatte die Saugspitze des Gummischlauches im Munde, die grüne Flasche aber, die auf dem Betttuch lag, war geleert.

Die Frau hatte ein gutes, ehrliches Gesicht, aber gramverzerrte Züge und bei ihren vorgerückten Jahren nur wenige Zähne im Munde. Unschönes, gelbes Haar, das an der Scheitelspitze zu ergrauen begann, lag glatt an ihrem birnenförmigen Kopf; eine geblümte, weite Jacke mit langen Aermeln umgab ihren Oberkörper, und unter dieser saß ein langer wollener Unterrock.

Sie flickte an dem Zeuge weiter, während sie sprach, und schaute ab und zu über die Hornbrille, die auf ihrer spitzen Nase saß, zu mir hinüber.

Fünf Procent, mein Herr. Wie viel ist das?

Das macht, auf Ihre Forderung von viertausend Thaler, zwei Hundert! Mehr sitzt nicht in der Masse, und ich komme, um Ihren Mann zu ersuchen, dem Accord beizustimmen.

Die Hose entglitt ihrer Hand, sie griff hastig danach; dann nahm sie ihre Brille ab und rief erregt zu ihrer Tochter hinüber:

Zweihundert Thaler von viertausend, und all die Zinsen in all die Jahren. Hörst du, Emmy?

Ne, das thun wir nicht! wandte sich das Mädchen, das Wort nehmend, mit energischem Ausdruck zu mir.

Wie können wir das! All das Geld verlieren!

Eine Zeit lang sprachen Beide zu gleicher Zeit heftig auf mich ein, und ich schwieg.

Als ich endlich zu Worte kam, suchte ich den beiden Frauen begreiflich zu machen, daß es sich hier nicht um

E400
315

Verlag von **R. Oldenbourg** in **München** und **Leipzig**.

Neuer Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von **Paul Heyse** und **L. Laistner**.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Elegant gebunden.	Preis per Band 1 M.

Band 1: **Sirene** von L. Starklof. — **Die Freiherren von Gemperlein** von Marie v. Ebner-Eschenbach.
Band 2: **Jephta's Tochter** von S. H. Mosenthal. — **Münchhausen im Vogelsberg** von O. Müller. — **Saläthus** von Hans Marbach.
Band 3: **Wer?** v. Düringsfeld. — **Die Flut des Lebens** v. Ad. Stern. — **Der blaue Schleier** v. A. Schöne. — **Maria im Elend** v. Rosegger.
Band 4: **Reden od. Schweigen?** v. Ludwig. — **Bezauberte Welt** v. Laistner.
Band 5: **Die Schule der Welt** v. Dingelstedt. — **Grete Minde** v. Fontane.
Band 6: **Die Prairie am Jacinto** v. Sealsfield. **Der Gerhab** v. Silberstein.
Band 7: **Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen** von Gaudy. — **Marianne** von v. Saar. — **Die kleine Welt** von Lindau.
Band 8: **Das Feuerschiff, Kajüts-Passagiere** von Heinrich Smidt. — **Der Uhrmacher vom Lac de Joux** von Robert Schweichel.
Band 9: **Der Wettermacher von Frankfurt** v. F. Trautmann. — **Die Dame mit den Hirschzähnen** v. G. zu Putlitz. — **Lycaena Silene** v. W. Jensen.
Band 10: **Mendel Gibbor** von Bernstein. — **Manuela** von R. Artaria.
Band 11: **Woans ik tau 'ne Fru kam** von Fritz Reuter. — **Das Sündkind** von Ludwig Anzengruber. — **Der Hamlet von Tusculum** von Richard Voß. — **Die Geschichte eines Genies** von Ossip Schubin.
Band 12: **Diebsgelüste** von J. F. Lentner. — **Der Schmuck des Inka** von Karl Frenzel. — **Nach dem höheren Gesetz** von Karl Emil Franzos.
Band 13: **Herr im Hause** von Margarethe v. Bülow. — **Das Opfer** von Gottfried Böhm. — **Gustav Adolf's Page** von Conrad Ferd. Mayer.
Band 14: **Ein Doppelleben** von Josef Viktor Widmann. — **Eine schwarze Kugel** von A. Godin. — **Die Danaide** von Ernst v. Wildenbruch.
Band 15: **Rosi Zurflüh** von J. Scherr. — **Trudel's Ball** von Hopfen.
Band 16: **Frau Antje** v. A. Meinhardt. — **Elysium in Leipzig** v. W. Kirchbach. — **D'Stadtjompfere** v. R. Weitbrecht. — **In Folge einer Wette** v. Lindau.
Band 17: **Was wird sie thun** v. Zitelmann. — **Dorfkokette** v. Spielhagen.
Band 18: **Die Volskerin** von Flörke. — **Aquis submersus** von Storm.
Band 19: **Verzaubert** von Arnold. — **Der Herrgottschnitzer** von Ganghofer. — **Cezar Grawinsky** von Weber.
Band 20: **Das Brod der Engel** v. Vacano. — **Der alte Randolph** v. Boy-Ed.
Band 21: **Der Kunstenmacher** von Eduard Kulke. — **Der Fächermaler von Nagasaki** von Hugo Rosenthal-Bonin. — **Emmy Genze** von Hermann Heiberg. — **Kirchenraub** von Alfred Friedmann.
Band 22: **Um ein Ei** von Theodor Hermann Pantenius. — **Peerke von Helgoland** von Hans Hoffmann. — **Die Last** von Ilse Frapan
Band 23: **Ein Grab an der Kirchhofsmauer** von Julie Burow. **Salin Kaliske** von Helene Böhlau. **Krambambuli** von M. v. Ebner-Eschenbach. **Der verlorene Sohn** von Paul Heyse.
Band 24: **Der Verbrecher aus verlorener Ehre** v. Schiller. **Das Erdbeben in Chili** v. H. v. Kleist. **Die italienische Novelle** v. Jul. Mosen. **Die Curstauben** v. K. Gutzkow. **Aus dem Regen in die Traufe** v. O. Ludwig.

Neuen Deutschen

Novellenschatz.

Herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Ludwig Laistner.

Band XXIV.

藏書印

München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1887.

Wie ich nun in hurtiger Freude das feindliche Lager durchschritt und den Ausgang zu gewinnen trachtete, sah ich mit großer Verwunderung neben Herrn Paulsen vor dessen Zelt meine traute Gundula stehen. Da dachte ich: Aha! Denn es ward mir sogleich klar, wie Alles zugegangen. Meine Gundula war als eine andere Judith mitten durch die Feinde zu deren schrecklichem Hauptmann hinausspaziert und hatte durch ihre Bitten und die Lieblichkeit ihrer natürlichen Reize den harten Sinn dieses Holofernes erweicht und zu meinen Gunsten gewandt, also daß sie mein Leben aus seiner Hand durch ihr Verdienst errettete. Leider nur, daß sie seinen Kopf nicht mitbrachte, als sie am Tage zu mir zurückkehrte: vielmehr merkte ich, daß sie in sehr gutem Frieden von einander geschieden waren. Darum vermochte ich es auch fortan nicht mehr über mich, sie als meine Traute zu halten, sondern nur noch als Freundin und gutmüthige Retterin. Und als sie das nicht zufrieden war, verließ sie mich ganz und blieb bei Herrn Paulsen. Mein Leben aber war mir auf solche Weise geblieben, und ich will ein Hundsfott heißen, wenn ich's der Gundula nicht bis an mein Lebensende gedenke. Was meinst du aber, schöne Frau Peerke, wenn ich etwa heutigen Tages Hand an deinen Mann legte, ihn in Ketten mit mir führte und morgen zu spießen, zu rädern oder auch zu viertheilen verhieße? Oder würdest du mir auch noch wehren, deine Wangen zu streicheln, wenn du sein Leben damit lösen könntest?

Peerke war sehr roth geworden bei dieser Frage und rief schaudernd:

O Herr, Ihr werdet ihm niemals solches Leid anthun, und er wird niemals Etwas begehen, das ihn dessen werth machte. Ich weiß, ich wäre viel zu schwach und unklug, um mit Schmeicheleien oder List oder Gewalt Etwas für seine Rettung thun zu können.

Da lachten die beiden Cavaliere herzlich über ihr thörichtes Geständniß, und es war dem armen Geschöpfe in seiner Angst und Verlegenheit wohl anzusehen, daß es von der Natur schlecht für heldenhafte Thaten ausgerüstet war.

Hans Frank aber biß sich zornig die Lippen, denn er hatte nun wirklich erkannt, daß seine Wahl keine rechte gewesen und sein junges Weib seiner nicht würdig sei. Er fand deßwegen auch keine rechte Freude mehr an dem glänzenden Ehrenlohn, sondern verschloß ihn mürrisch im Kasten und sprach kein Wort des Abschieds zu seiner Frau, als er Herrn von Buchwald das Geleite heimwärts gab: denn es stand allerdings schon so um diesen, daß er einer starken Stütze von beiden Seiten bedurfte, um nicht gleich einer gefällten Buche zu Boden zu sinken. Man soll ihn aber deßhalb nicht allzu hart verdammen, weil er nur den landläufigen Sitten seines Säculums folgte; es war eine rauhe und durstige Zeit, eine Zeit, in welcher — um ein vornehmes Exempel zu wählen — von einem nordischen Fürsten berichtet wird, er sei ein feingebildeter Herr gewesen, auch dem allgemeinen Laster wüster Trinkgelage abhold, jedennoch aber fast jeden Tag betrunken.

Danach schlich nun Hans Frank recht niedergeschlagenen Sinnes einige Stunden ohne Ziel umher, denn es kränkte ihn herzlich, daß er sein Weib verachtet und getadelt sehen mußte von einem so hohen und welterfahrenen Herrn, und das leider mit Recht; hatte es sich doch allzu klar erwiesen, wie ganz zaghaften Herzens und wie thörichten Sinnes obenein sie war. Auch schien es ihm nunmehr offenbar geworden, daß sie ihm nicht mit der rechten Liebe zugethan sei, denn sonst könnte sie ihn nicht in Todesgefahr feige und gleichgültig umkommen lassen, wie sie doch eben mit offenen Worten verheißen hatte. Bei dieser letzten Betrachtung ward er von einer bitteren und wehleidigen Stimmung übermannt, daß